Herrn Hume
Vier Philosophen.

Quod vitae sectabor iter?

Aus dem Englischen.

Apulejus
Discurs
über das Mittel
glücklich zu seyn

mit den

Anmerkungen

des

Hrn. Professors Formey.

Aus dem Französischen.

Glogau,
bey Christian Friedrich Günthern,
1760.

Nachricht
des Uebersetzers.

Denenjenigen, welche ihre Gedanken mit der Betrachtung des Glücks und der Glückseligkeit beschäfftigen, (und wie viele sind deren nicht?) zum Vergnügen habe ich folgende Bogen übersetzt, und vereint zum Drucke übergeben. Die vier Philosophen des scharfsinnigen Herrn D. Hume enthalten vier verschiedene Denkungsarten über diese Materie: sein Name ist dieser Abhandlung Empfehlung genug. Des Apulejus Discurs mit den Anmerkungen des berühmten Herrn Professors Formey ist der letzte Anhang, welchen derselbe seinem Werkgen vom Tode beyzufügen für gut befunden hat. Da derselbe meines Erachtens aber sich hier besser,

als dort, ausnimmt, indem er einerley Sache unter von obigen verschiedenen Außichten beleuchtet; so habe ich ihn aus seiner Dunkelheit hervorgesucht. Ueber einen Mangel von dergleichen Arten Betrachtungen darf man sich zwar nicht beschweren: man hat deren bald unter dem Titel von Zufriedenheit, von Kunst sich selbst zu freuen, vom Genuß seiner selbst ꝛc. in die Welt geschickt; allein in so wenigen Bogen werden denkende Leser alles das, und vielleicht noch mehr finden, als in solchen ausgedehnten Werken. Ich wünsche dem Leser eben die nützliche Frucht, die ich bey dem Uebersetzen in meinem Gemüthe empfunden habe. Sie kann dienen das Gemüth bey gegenwärtigen kummervollen Zeitläuften aufzuheitern, um, aller finstern Nebel ohngeachtet, den Schimmer der gnädigen Vorsicht zu erblicken.

Die

Die
Vier Philosophen.

Quod vitae sectabor iter?

Aus dem Englischen

des

Herrn Hume.

Vorbericht.

Ob die nachstehenden vier Discurse gleich den Namen der vier vornehmsten Sekten der heidnischen Philosophen führen, so hat man sich darinnen nicht sowohl vorgesetzt, die Meinungen dieser alten Weltweisen kurzgefaßt vorzutragen, als vielmehr die verschiedenen allgemeinen Arten, nach welchen die Menschen über die Glückseligkeit zu denken pflegen, und die hauptsächlichsten Meinungen vorstellen wollen, vermöge welcher sie verschiedene heilsame Mittel und Wege wählen, die das Leben glücklich

machen sollen. Man hat also blos eine jede Meynung unter den Namen der Sekte gebracht, mit deren Lehrgebäude solche die merklichste Gleichheit hat. In der Person des Epikurers schildert man das wollüstige Leben; in dem Stoiker, das geschäfftige und auf die Ausübung der Tugend beflissene Leben; unter dem Platoniker ein Leben voll Nachdenken und philosophischer Andacht: und endlich den Sceptiker, oder Zweifler, welcher gleichsam alles vorhergesagte wie ein Schwamm auslöschet, und einen Menschen darstellet, welcher das Leben mit einer Art von Gleichgültigkeit betrachtet.

Die

Die
Vier Philosophen.

Der Epikurer.

Unter allen Sachen, die geschickt sind, die Eitelkeit des Menschen zu kränken, ist wohl keine demüthigernde als diese, daß er da die Schwäche, die Geringfügigkeit der Bemühungen, der Kunst und des menschlichen Fleißes auf das Höchste getrieben sehen muß, wenn er der Natur nachahmen, und die Schönheit, die Regelmäßigkeit und Vollkommenheit erreichen will, welche seiner schlechtesten Arbeit den Werth bestimmet. Gewiß, die Kunst ist allezeit ein schlechter Werkmeister, dem es keinesweges erlaubt ist, die aus den Händen der Natur seiner Gebieterinn gekommenen Meisterstücke nur durch den leichtesten Pinselstrich oder Grabstichelschnitt auszuzieren: sie verstattet ihm, ihre Werke mit einigen besondern Zierden einzufassen, und solche mit einigen Zeichnungen zu umkleiden; sie verbietet ihm aber sich an der Hauptfigur zu vergreifen. Auf diese Art bildet die Natur den Menschen, und der Kunst bleibt

inmittelst nur die Einrichtung seiner Bekleidung, und die entscheidende Bestimmung unter den verschiedenen Arten des gesellschaftlichen Zusammenhanges.

Finden sich unter den Werken der Kunst einige, welche besonders schön und edel zu seyn scheinen, so wird eine kleine Achtsamkeit uns bemerken lassen, daß diese Vorzüge von der Stärke der Natur und ihren gesegneten Einflüssen herrühren. Der Trieb der Poeten, der heftige Eifer, der sie belebt, dieses göttliche Feuer, welches sie begeistert, sind die einzige Quelle alles dessen, was wir in ihren Versen bewundern. Der größte Geist würde nie ein Dichter werden, wenn er in der Geburt nicht dazu bestimmt worden wäre: verläßt ihn die Natur, deren Gunstbezeugungen der Veränderung unterworfen sind, so legt er seine Leyer auf die Seite, und schmeichelt sich nicht, mit Hülfe der Regeln, diese Entzückung, welche der alleinige Grund einer göttlichen Harmonie ist, wieder zu veranlassen. Nur die Einbildungskraft erfindet diese erhabenen und rührenden Gedanken, welche denen der Unsterblichkeit würdigen Versen zum Stoffe dienen sollen, indem sich solche auf eine glückliche Art in Schwung bringt; sie unterwirft ihre Bilder der Kunst, welche sie den Regeln gemäß ordnet, und ihnen durch Reinigung und Zierde einen neuen Glanz verschafft. Man benehme ihnen die Einbildungskraft: und nach den ängstlichsten Bemühungen werden

doch

doch nur erbämliche Liederchen zum Vorschein kommen.

Die Kunst, die Nacheiferinn der Natur, hat sich zu aller Zeit durch eitele und leere Versuche erschöpft; allein der unfruchtbarste unter allen Versuchen, die ihr verunglückt sind, war ohne Zweifel die Unternehmung der ernsthaftesten Weltweisen, welche vermeynten das wunderbare Geheimniß zu finden, eine künstliche Glückseligkeit, und ein vernünftiges Vergnügen zu ergrübeln. Ich habe mich gewundert, daß keiner von ihnen sich zu der Belohnung melden wollen, welche Xerxes ehemals demjenigen versprochen hatte, welcher eine neue Art des Vergnügens erfinden würde. Sollten die Anerbietungen und Geschenke des größten Monarchen deswegen ihnen gleichgültig gewesen seyn, weil sie Vergnügen genug vor sich erfunden gehabt hätten? Oder haben sie befürchtet, sie möchten dem persischen Hofe das neue Vergnügen der seltensten und vollständigsten Auslachenswürdigkeit verschaffen? So lange sie bey der Theorie stehen blieben, und ihre Lehrsätze mit Ernsthaftigkeit in denen Schulen Griechenlands vortrugen, konnten sie sich noch damit schmeicheln, daß sie bey einigen unwissenden Schülern Bewunderung erregen würden; um aber die Ungereimtheit dieser Lehrsätze einzusehen, durfte man nur versuchen sie in Ausübung zu setzen.

Ihr versichert, mich glücklich zu machen, und wollet zu dem Ende die Vernunft und die Regeln der Kunst anwenden; allein hängt mein

Glück

Glück nicht von meiner innern Einrichtung ab? Ihr müßtet also die Kunst besitzen, mich umzugießen, und durch eure Regeln mich aufs neue wieder erschaffen können? Ich zweifele aber an eurer Macht, weil mir eure Geschicklichkeit verdächtig ist. Wenn ich ihnen auch gleich einige Wirklichkeit zugestünde, sollte ich nicht jederzeit von der Weisheit der Natur eine weit vortheilhaftere Meynung als von der eurigen hegen? Das Sicherste, was ich also thun kann, ist, der Natur die Regierung einer Maschine zu überlassen, welche sie so weislich zusammengesetzt hat; da ich gar wohl empfinde, daß ich sie nur in Unordnung setzen würde, wenn ich sie berühren wollte.

Aus welcher Absicht sollte ich auch mich unterfangen diese Maschine in Ordnung zu bringen, ihr Triebwerk ausputzen, und die Grundsätze, welche die Natur in mich gelegt hat, verbessern oder bekräftigen? Sollte diese Arbeit zur Glückseligkeit führen? Die Glückseligkeit bestehet aber in der Ruhe und in dem Vergnügen: sie ist ein Zustand der Bequemlichkeit und Zufriedenheit: sie fliehet das Wachen, und verabscheuet die Sorgen und Mühseligkeiten; alles was mit derselben verwandt ist, hat gleiche Aehnlichkeit mit ihr. Die Gesundheit des Leibes bestehet in nichts anderm, als in der Leichtigkeit, mit welcher er alle seine mechanischen Geschäffte verrichtet; dieser Mechanismus ist mir unbekannt, und ich kann dazu auch nichts beytragen. Der Magen verdauet die Speisen:

das

das Herz setzt das Blut in Umlauf: das Gehirn sondert die Lebensgeister ab: es treibt solche durch die engsten Gefäße und reinigt sie; alles dieses ohne mein Zuthun, und ohne mein Wissen sogar. Wenn ich durch mein bloßes Wollen das Vermögen hätte, den heftigen Schuß meines Blutes, welches in seine Canäle stürzet, zurückhalten zu können, alsdenn aber auch, alsdenn nur würde ich hoffen, über meine Empfindungen einige Macht zu haben, und nach meinem Gutbefinden den Lauf meiner Leidenschaften bestimmen zu können. Allein ich würde vergeblich alle meine Kräfte anstrengen, Reize zu finden, und besonders Annehmlichkeiten in dem Anschauen und dem Besitze eines Gegenstandes zu empfinden, welchen die Natur nicht dazu gemacht hat, auf die Werkzeuge meiner Sinnen angenehme Eindrücke zu wirken, und sie auf eine entzückende Art zu erschüttern. Je mehr ich mich durch dergleichen Versuche quälen würde, je gewißer würde ich mir Schmerz verursachen: allein nach dem Vergnügen mag ich so stark streben, wie ich will, so werde ich es mir dennoch nie wider den Lauf der Natur verschaffen können.

Fort mit den wunderlichen Träumen von innerlichen Freuden, von Feyerlichkeiten des Geistes, dieser reinen Wollust, eines bey der Erinnerung seiner guten Handlungen mit sich selbst zufriedenen Gewissens! Weg mit der unsinnigen und unmöglichen Verachtung aller sinnlichen Sachen und äußerlichen Gegenstände!

So spricht die Natur nicht; hierinn erkenne ich nur die Sprache des Hochmuths. Noch würden wir zu glücklich seyn, wenn dieser Stolz auch nur die geringste Stütze von Dauer hätte: wenn er im Stande wäre uns nur das geringste unter allen Vergnügen zu verschaffen, das, so zu reden, am mindesten angenehme Vergnügen, das Ernsthafteste und der Melancholey benachbarteste; so aber ist seine Unvermögenheit so groß, daß er kaum das Aeußere, bey welchem er mit seiner Macht stehen bleibt, in Ordnung halten kann. Nach vieler Mühe, und am Ende einer unsäglich peinlichen Lehrzeit, bringt es der Stolz, wenn es hoch kommt, so weit, daß er den dummen Pöbel bethöret, indem er die Larve der philosophischen Ernsthaftigkeit vornimmt, und mit einer merklichen Verstellung, die erzwungene Rolle eines glücklichen Weisen spielet. Indessen ist das Herz leer, voll von Langerweile, und verlieret sich in der schwärzesten Melancholey, da ihm die Gegenstände mangeln, welche demselben zur Beschäfftigung und Nahrung gereichen. Elender Mensch! Eiteles Geschöpf! Wie! deine Seele sollte ihr Glück in sich selbst finden! Welches sind ihre Hülfsmittel? Wie mag sie wohl den Hunger stillen, der sie plagt? Wie mag sie den Durst wohl löschen, der sie schmachten macht? Wodurch mag sie wohl die Uebung der Sinne und den Gebrauch der körperlichen Kräfte unterhalten? Dies würde so viel heißen, als wollte man den Kopf allein, ohne Zuthuung der andern Glieder zu erhalten suchen.

In

In welchem lächerlichen Aufzuge und erbärmlichen Zustande würde dein zwischen Schlaf und schmerzhaften Schwindel getheiltes Leben erscheinen! Dies ist das lebhafte Bild der trägen Milzsucht, in welche dein Geist sich gestürzt sehen würde, so bald die äußern Gegenstände aufhörten, den Menschen zu beschäfftigen und zu ergötzen!

Haltet mich also nicht mehr in den Ketten dieser harten Sklaverey. Schränket mich nicht in mich selbst ein, gleich wie in einem engen Gefängnisse. Führet mich ohne Aufschub zu den Gütern und den Vergnügungen, deren alleiniger Genuß mich reizen kann. Allein zu wem rede ich? Warum wende ich mich denn an euch, ihr ausschweifenden Weltweisen? Wie! ich frage bey euch nach dem Wege zur Glückseligkeit, bey euch aus Stolz und Unwissenheit zusammengesetzten Weisen? Nein, ich will ein sicherer Orakel, die Stimme meiner Neigungen, und das Geschrey meiner Leidenschaften um Rath fragen. Sie allein, und mit nichten eure geringfügigen Schriften, können mich in den Geboten der Natur unterweisen; nur in meinem Herzen, nicht aber in euren verdrüßlichen Schulen, werde ich den Weg zur Glückseligkeit finden.

Doch was sehe ich? die Wollust selbst, die reizvolle, die göttliche Wollust, kömmt, meine Begierden mit Freuden zu überhäufen. Entzückender Gegenstand, erhabene Liebe der Götter und Menschen, ich empfinde bey deiner Annäherung, wie eine angenehme Wärme in meinen

nen Adern sich verbreitet. Meine Glieder schwimmen in Freude, und meine Sinnen sind damit überschwemmt. Um mich herum, unter den Tritten der Wollust, sprossen die Schönheiten des Frühlings und die Schätze des Herbstes in Menge hervor. Ihre lieblich tönende Stimme nimmt meine Ohren durch eine bezaubernde Musik auf das allerangenehmste ein. Ich höre, sie ladet mich ein zu dem Genuße der herrlichst schmackhaften Früchte; ich sehe, daß sie mir solche mit einem holden Lächeln anbietet, welches dem Himmel und der Erde einen neuen Glanz giebt. Die scherzhaften Liebesgötterchen, welche in ihrem Gefolge herumgaukeln, erfrischen mich bald mit ihren wohlriechenden Flügeln, bald schütten sie auf meinen Kopf Essenzen, die den süßesten Geruch von sich duften, bald gießen sie mir von dem Tranke der Unsterblichen ein, welcher in goldenen Bechern perlet. O könnte ich, immerdar auf diesem Rosenbette gestreckt, einen jeden angenehmen Augenblick, der mich erwartet, mit neuer Lust genießen; möchte doch die Zeit nur langsam und unvermerkt verstreichen! Aber welches grausame Geschick, welches unerbittliche Verhängniß widersetzet sich meinen Wünschen? Die Zeit fliehet, sie rauschet dahin; nichts ist ihrer Geschwindigkeit gleich: Meine Begierde nach dem Vergnügen ist schnellfüßig, anstatt daß sie gemach gehen sollte. Eilet denn zu dem Genusse, weil man doch eilen muß! O so beneidet mich nicht in dem angenehmen Genusse dieses Zustan-

des,

des, nachdem ich so viele Beschwerlichkeiten in der Nachjagung der Glückseligkeit ausgestanden habe! Lasset mich, nachdem ich Unverständiger so viel bey der langen und strengen Fasten, zu der ich mich verbunden hatte, gelitten habe, in diesen Vergnügungen satt werden!

Allein, indem ich rede, ist das Vergnügen schon weit von mir. Diese prächtigen Rosen sind verwelket. Die auserlesensten Früchte haben ihren Geschmack verlohren. Dieser köstliche Saft, dessen Geruch meine Sinne durch einen so angenehmen Gift berauschte, lockt meinen geschmacklosen Gaumen vergeblich. Die Wollust lächelt bey der Entdeckung meiner Mattigkeit, und giebt ihrer Schwester der Tugend ein Zeichen, daß sie komme und ihr in dem gefaßten Vorhaben mich glücklich zu machen, hülfliche Hand leiste. Die Tugend hört ihre Stimme; sie eilt mit diesem heitern Aussehen, mit der reinen Freude herbey, welche ihr nichts benehmen kann. Ich sehe sie auf mich zukommen, begleitet von dem muntern Truppe meiner liebsten Freunde. O so seyd mir willkommen, ihr zärtlichen und liebenswürdigen Gesellschafter! Die Tafel wird zur gelegensten Zeit gedeckt: Kommet und theilet unter dem Schatten dieser Laube die zierliche Pracht einer Mahlzeit mit mir. Eure Gegenwart hat die bereits verwelken wollende Gegenstände aufs neue belebt: die Rose blühet wieder auf, und die Früchte haben ihren Geschmack wieder erhalten; dieser geistige Nektar bringt auf das neue die Freude in mein

Herz, seit dem angenehmen Augenblicke, in welchem ihr an meinem Vergnügen Theil nehmet. Ihr macht mich der Freude theilhaftig, welche aus euren Blicken leuchtet, indem sie mir den Antheil entdeckt, den ihr an meinem Glücke nehmet, und die völlige Zufriedenheit zu erkennen giebt, von welcher ihr voll seyd. Wie! sollte ich gegen so rührende Merkmaale der Zuneigung unempfindlich seyn? Euer Glück soll das meinige werden. Was werde ich euch nicht zu verdanken haben? Mein gebeugter Körper konnte dem Geiste nur mit Mühe Folge leisten, dessen Begierden ihn weit hinter sich zurück sahen. Des Genusses überdrüßig, ungerührt vom Vergnügen, wollte ich ein unschmackhaftes Fest aufgeben; allein eure Munterkeit reizet mich aufs neue, und ich bin bereit es wieder anzufangen.

Wie angenehm sind unsre Gespräche! Die wahre Weisheit thronet hier; sie verbannet daraus alle eitele Schulgezänke. Wir verachten die leeren Streitigkeiten der Staatsklugen, und die eingebildeten Projekte der vermeynten Patrioten; wir sind nur darauf bedacht, wie wir uns mit gegenseitigen Liebkosungen überhäufen wollen, welche die reineste Freundschaft hervorbringt, und von der wahren Tugend gebilligt werden. Lasset uns das Vergangene vergessen, die Erinnerungen an die Zukunft entfernen, das Gegenwärtige genießen, und in jedem Augenblicke unsrer Dauer das Vergnügen ergreifen, an welchem das Schicksal und

das Glück ihre Eigensinnigkeiten und Tyranney nicht ausüben mag. Wir wollen uns ganz mit dem heutigen freudenvollen Tage beschäfftigen: vielleicht bringt uns der morgende nicht neues Vergnügen; sollte er unsre Erwartung aber täuschen, so werden wir doch wenigstens die heutigen Vergnügungen genossen haben, und annoch die Erinnerung desselben fühlen können.

Fürchtet nicht, lieben Freunde, daß unsre Feste sich in Bacchusfeste verwandeln, daß die Wuth der Bacchanten sie stören solle, und die Greuel der Uneinigkeit durch den Umsturz dieser Tafel, die dem Bacchus gewidmeten Opfer verhindern, und dagegen Ströme von Blut erfolgen werden. Sehet ihr nicht, wie uns die friedfertigen Musen umgeben? Vernehmet ihr nicht ihr anmuthiges Concert, welches die Tyger und Löwen in denen wildesten Wüsteneyen zahm machen würde? Fühlet ihr nicht, welch eine himmlische Freude sich in eure Herzen ergießt? Dieser Ort der Sicherheit soll ohne Unterlaß der Aufenthalt des Friedens, der Uebereinstimmung und Einigkeit seyn. Die Stille, welche hier herrschet, soll durch nichts als die angenehme Töne unsrer Concerte, oder durch die reizenden Gespräche, welche die Freundschaft uns an die Hand giebt, unterbrochen werden.

Was höre ich? der liebenswürdige Damon, der Günstling der Musen, ergreift seine Leyer, er streicht die Saiten, er vermischt ihre wohlklingenden Töne mit seiner rührenden Stimme,

und flößet in das Innerste unsrer Seelen die selige Trunkenheit, die ihn ganz eingenommen hat. Wir wollen hören, was er singet:

„Vom Himmel geliebte Jugend, lasset euch „ja nicht von dem falschen Schimmer der Ehre „blenden, weil der Frühling euren Weg noch „mit Blumen bestreuet. Warum wolltet ihr „dieses anmuthsvolle Alter, die Blüte eures „Lebens mitten unter den Gefährlichkeiten und „Stürmen zubringen? Die Weisheit selbst wei„set euch den Weg zum Glücke. Die Natur „erwartet euch am Eingange des blühenden „Fußsteiges, und ladet euch ein zu ihrem Ge„folge. Wenn die Weisheit und die Natur „einstimmig sprechen, wolltet ihr wohl anstehen „ihrer Stimme zu gehorchen? Können euch der„gleichen zärtliche Aufforderungen nicht die „Härte eures Herzens schmelzen? Spielwerke „des falschen Scheines und des Irrthumes, „wollet ihr eure jungen Jahre also verderben? „Wollet ihr das gegenwärtige, das unschätz„bare Gute von euch stoßen? Wollet ihr ein „Glück vernachläßigen, welches euch gar bald „und ohne Rückkehr entzogen seyn wird? Wel„cher Sache opfert ihr dieses auf? Was ist „diese Ehre, welche eure Herzen aufblähet, und „durch welche eure thörichte Eigenliebe so sehr „geschmeichelt wird? Ein Wiederhall, ein Schat„ten, ein Traum, der Schatten eines Traums. „Der geringste Hauch vertreibt ihn: der Hauch „den der unreine Mund des dummen Pöbels „athmet, macht ihn unscheinbar. Ihr schmei-

„chelt

„chelt euch, die Ehre werde über den Tod und „über das Grab siegen, und euren Namen den „entferntesten Altern überliefern. Ey! sehet ihr „nicht gegenwärtig bereits, daß der Unwissende „sie verachtet, der Verläumder beschmitzet, und „die Natur darinnen nichts findet, wovon sie „Vortheil haben könne. Eine wunderliche Ein„bildung macht, daß ihr diesem eitelen Rauche, „der ein würdiger Lohn ihrer Unschätzbarkeit ist, „alle eure wahre Vergnügen aufopfert.„

So sang Damon. So verfließen unvermerkt die anmuthigen Stunden, welche man gegen die sinnlichen Vergnügen, die Entzückungen lieblich klingender Töne, und die Reize der Freundschaft vertauschet. Die lächelnde Unschuld schließet den Zug dieses holdseligen Gefolges: sie gehet vor unserm Angesicht vorüber, und verbreitet im Vorbeygehen Stralen, welche den ganzen Auftritt unsrer Vergnügen aufhellet; sie stellet uns noch in der Ferne einer schönen Aussicht die Vergnügungen vor, welche wir empfunden haben, und lässet uns so viel Angenehmes durch deren Erinnerung fühlen, als wir in deren Erwartung verspürt haben.

Die Sonne hat sich unserm Gesichtskraise entzogen: die Dunkelheit überfällt uns; und ein dichter Schleyer bedeckt der Natur das ganze Gesicht. Lustig, meine Freunde, setzet eure Ergötzlichkeiten fort, verlängert eure Mahlzeit, oder lasset derselben die Süßigkeit der Ruhe folgen. Ich entferne mich ein wenig von euch; indessen soll meine Abwesenheit nicht verhindern

an eurer Freude oder Ruhe Theil zu nehmen. Allein sie wollen mich zurück halten. Wo gehet ihr hin, sagen sie? welches neue Vergnügen nöthiget euch unsre Gesellschaft zu verlassen? Könnet ihr dasselbe fern von euren Freunden haben? Sollte es euch wohl da gefallen, wo wir nicht sind? Ja, liebe Freunde, werdet deswegen nicht böse: das Vergnügen, welches ich suche, lässet sich nicht theilen; es ist das einzige, welches mich unterhalten kann, und macht, daß ich eure Abwesenheit verlange, da es das einzige ist, was mich hierüber schadlos hält.

Ich begebe mich in dieses dichte Gehölze, dessen Schatten die Dunkelheit der Nacht verdoppelt; allein kaum bin ich darinnen einige Schritte fortgegangen, so scheint mir, daß ich, der Dunkelheit ungeachtet, die anbetenswürdige Celia, die Gebieterinn meines Herzens und die Beherrscherinn meiner Neigungen bemerke. Sie ist früher auf den Sammelplatz gekommen, ihre Ungeduld beklagt sich über meine Langsamkeit; sie gehet voller Bewegung in diesem Holze. Aber ich entdecke schon die Vergebung in ihren Augen: meine Ankunft erfüllet sie mit einer so lebhaften Freude, daß alle verdrießliche Gedanken verschwinden; das Vergnügen verjagt sie, alles wird durch den Rausch unsrer Entzückungen unterdrückt. Meine Celia, meine göttliche Celia, wo werde ich die Ausdrücke hernehmen, die stark genug wären dir die Größe meiner Zärtlichkeit zu schildern, und die Unordnung, diese heftigen Bewegungen,

die deine Gegenwart in einem Herzen, das vor dich in Feuer und Flammen ist, erreget, auszudrücken? Die gebräuchliche Sprache ist zu schwach; nur die Vereinigung unsrer Empfindungen, die Gleichheit unsers Feuers vermag dir einen Begriff von dem, was ich fühle, zu geben. Kann ich aber wohl zweifeln, daß du mich auch ohne Beyhülfe der Sprache verstehest, daß du das Innerste eines Herzens, das dir gehöret, erkennest, und daß du eben die Flamme loderst, wie ich? Alle deine Worte und Handlungen zeugen von der feurigsten Liebe; deine Flamme stärkt die meinige, und theilt mir neue Glut mit. O liebenswürdige Einsamkeit! angenehme Stille! Welche süße Dunkelheit! Fern von der übrigen Welt sind wir in der Natur allein; keine ungelegene Zerstreuung störet die lebhaften Entzückungen unsrer Seelen. Alle unsre Begriffe, alle unsre Sinne, unser ganzes Seyn, haben ihren Mittelpunkt in der gleichseitigen Glückseligkeit, welche wir uns verschaffen. Betrogene Sterbliche, höret auf, das Vergnügen, das diesem hier gleichkommt, anderswo zu suchen.

Wie, betrüge ich mich? Was, Celia ihr seufzet? Eure Brust bewegt sich heftig; tiefere Seufzer drohen euch zu ersticken, ein Bach von Thränen benetzt eure entflammten Wangen. Welches ist die Ursache dieser Aengstlichkeit? Redet, lasset euren Sorgen freyen Lauf, entschüttet euch derselben in meinen Schooß. Ihr fragt mich mit unterbrochener Stimme um die

Dauer meiner Liebe? Tausendmal wiederholet ihr diese Frage. Ach! liebstes Kind, kann ich auf diese Frage wohl antworten? Ist das Ende meines Lebens mir bewußt, und weis ich denn wie lange solches dauern werde? Neuer Stoff der Unruhe für eure Zärtlichkeit. Diese Ungewißheit schlägt euch nieder. Aber muß denn das Nachdenken über die Hinfälligkeit des Menschen eurem Gemüthe beständig gegenwärtig seyn, muß es eure köstlichsten Stunden vergällen? Warum soll denn dieser traurige Gift das Vergnügen in seiner eigentlichen Quelle, in dem Mittelpunkte des Lebens und der Wollust, welchem die Liebe sich nur nähern darf, zerstören? Nein, nein zu zärtliche Geliebte, denket vielmehr, daß wenn das Leben uns verläßt, die Jugend nichts als eine Blume ist, die bald verwelkt, man desto mehr sich den Augenblick zu Nutze machen müsse, der der unsrige ist; lasset uns desselben bestens bedienen, und kein Theilchen unsers so flüchtigen Daseyns verlieren. Wir haben noch einige wenige Augenblicke, hernach ist alles vorbey. In kurzem werden wir seyn, als wären wir nie gewesen. Unser Gedächtniß wird auf Erden erlöschen, und in dem Aufenthalte der Schatten, in dem fabelhaften Reiche der abgeschiedenen Seelen werden wir so gar keine bleibende Stätte finden. Alsdenn werden mit uns und in dem letzten Blicke der Augen unsre unnütze Grübeleyen, unsre weitschweifigen Entwürfe und unsre vergebliche Unruhen dahin fallen; alsdenn

werden wir und alles was in uns ist von der ewigen Nacht des Grabes verschlungen werden. Unsre Zweifel über den Ursprung der Wesen, über den Urheber alles dessen, was ist, unsre Zweifel leider! werden mit uns verschwinden, ohne daß wir sie jemals haben heben können. Wir wollen indessen, wenn es ein höchstes Wesen, wenn es einen Geist giebt, welcher die Zügel der Welt in seiner Hand hat, uns zu versichern suchen, daß er einen Gefallen habe an der Erfüllung des Zwecks unsers Daseyns, indem wir alle die Vergnügungen genießen, zu welchen wir erschaffen worden sind. Diese Betrachtung ist hinreichend das Bittere aller andern Ueberlegungen zu versüßen; zudem muß man sich nicht zu sehr damit beschäfftigen, und sich ihnen gänzlich überlassen; sie würden uns zu unsern Zeitvertreiben sonst zu ernsthaft machen. Wir wollen uns lieber ein für allemal eine Philosophie entwerfen, welche die eiteln Bedenklichkeiten des Aberglaubens verbannet, und hernach uns den Reizen der Liebe und den Entzückungen der Wollust überlassen. Wir wollen also uns der Jugend und der Leidenschaften bedienen, welche der Heftigkeit unsrer Begierden zuträglich sind, und künftig unter unsre lebhaftesten Liebkosungen nichts als die zärtlichsten Unterredungen durchflechten.

Der Stoiker.

Man bemerkt überhaupt unter der Beschaffenheit des Menschen und der Thiere eine wesentliche Verschiedenheit. Die Natur, welche den ersten mit einem erhabenen und himmlischen Geiste begabt hat, welcher ihn den obersten Geistern nähert, erlaubt ihm nicht denselben in der Ruhe und Unempfindlichkeit unfähig werden zu lassen. Diese zärtliche Mutter, welche bedacht ist denen andern Geschöpfen in ihren Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen, versieht solche selbst mit Kleidern und Waffen, und das, was sie ihnen nicht unmittelbar mittheilet, sucht ihnen ihr Naturtrieb zu verschaffen, der innere Trieb, welcher sie niemals trüget, dieser treue Wegweiser, welcher für ihre Erhaltung und ihr Wohlseyn wachet. Der Mensch allein wird, so zu reden, arm und nackt in die Welt geworfen: aller natürlichen Hülfe beraubt, hat er seine Erhaltung der mühsamen Sorgfalt seiner Aeltern zu verdanken; seine höchste Vollkommenheit, zu der er gelangen kann, und die er sehr spät erreichet, ist, wenn er durch seine eigene Bemühung sich unterhalten kann. Er erkauft alle seine Güter durch Arbeit und Mühe. Wenn ihm die Natur die Materialien reichet, so sind sie noch unbearbeitet; er muß solche poliren und zu ihrem Gebrauche geschickt machen.

Erkennet, ihr Menschen, die Güte eurer gemeinschaftlichen Mutter! Sie setzt euch zwar unendlicher Nothdurft aus; sie giebt euch aber auch

eine Vernunft, die derselben abzuhelfen weis. Nie müsse ein weichlicher Müßiggang, unter dem entlehnten Titel der Erkenntlichkeit, sich eurer Seelen bemächtigen; man ist der Geschenke der Natur nicht werth, wenn man sie nicht anwenden will. Ihr verlanget zu eurer ganzen Nahrung nichts als die Kräuter auf dem Felde: ihr seyd zufrieden unter freyem Himmel zu liegen: Steine und Stangen sind euch zu eurer Vertheidigung wider die Einwohner der Wälder genug! Wohl denn! Greifet also nach euren vorigen wilden Sitten, kehret zu euren abergläubischen Schrecken und zu eurer thierischen Unwissenheit zurück: seyd noch geringer als diese Thiere, die ihr beneidet, und denen ihr so gleich zu seyn euch wünschet.

Aber nein! weidet eure Augen auf diesem Erdballe; die Natur hat ihn mit Sachen angefüllt, die geschickt sind eure natürliche Fähigkeiten in Uebung zu setzen. Höret ihr nicht, wie sie euch zuruft: alles was ihr seyn könnet, werdet ihr nur durch euch selbst seyn: Setzet eure Fähigkeiten in Bewegung, spannet eure Gemüthskräfte an; denn nur durch vielen Fleiß könnet ihr euch zu dem Range erheben, den ich euch bestimme. Sehet diesen Künstler! er ziehet aus einem ungestalten Steine ein edles Metall, und durch die arbeitsamen Hände eines andern wird dieses Metall, gleichsam durch eine Art von Zauberey, bald ein Gewehr zu des Menschen Vertheidigung, bald ein Geräthe seiner Bequemlichkeit. Diese Geschicklichkeit

kömmt

kömmt nicht bloß von der Natur, sondern von dem Nutzen der Uebung; seyd also eben so unermüdet wie diejenigen waren, die solche besitzen, wenn ihr gleich ihnen glücklich seyn wollet.

Sollte euer Ehrgeiz sich aber nur an der Vervollkommnerung der Fähigkeiten des Körpers begnügen? Solltet ihr wohl unempfindlich oder thöricht genug seyn, eure Seele in dem Stande der Rauhigkeit und Grobheit zu lassen, in welcher sie aus den Händen der Natur hervorkam? So denket kein vernünftiges Wesen. Wenn die Natur euch einige ihrer Gaben mit Vorbehalt ausgetheilt hat; so geschah es, um euch zu bewegen, daß ihr das, was euch fehlt, selbst zu verschaffen suchen möchtet. War sie in andern Stücken gegen euch freygebiger? so wisset auch, daß sie von euch verlangt, daß ihr aufmerksam und fleißig seyn sollet. Verwahrloset ihr ihre Gunstbezeugungen, wird sie sich auch wegen eurer Undankbarkeit zu rächen wissen. Das Genie ist ohne Bearbeitung ein Nichts: das fruchtbarste Erdreich wird, wenn es Braache liegt, nichts als unedle Kräuter tragen: man wird darauf weder den angenehmen Weinstock, noch den nützlichen Oelbaum wachsen sehen; sein fauler Eigenthümer wird darauf nichts als Pflanzen finden, die ihm durch ihren Gift schaden können.

Die Glückseligkeit ist der Zweck, nach welchem alle unsre Wünsche und Bemühungen streben: Dieser Neigung des menschlichen Herzens haben

ben wir die Kenntniß der Künste, der Wissenschaften, die Errichtung der Gesetze und die Stiftung der Gesellschaften zu verdanken: sie ist es einzig und allein, welche den Gelehrten, den Gesetzgeber und den Patrioten in Bewegung setzt. Der Wilde wird mitten in seinen Wüsteneyen durch sie aufgemuntert, daß er, der Strenge der Elemente, und dem Grimme wilder Thiere ausgesetzt, doch nach der Glückseligkeit strebet. Ob gleich seine in die dickesten Nebel gehüllte Seele, weder den Fleiß noch die Künste kennet; so sucht solche nichts desto minder eben diejenige Glückseligkeit, welche uns der Fleiß und die Künste verschaffen können. So tief nun der wilde Mensch unter dem gesittetern Menschen, der, unter dem Schutze der Gesetze, alle Bequemlichkeiten des Lebens geniesset, erniedrigt ist; eben also ist es der letztere, in Ansehung eines tugendhaften Menschen, dieses wahren Weisen, den die Vernunft lehret seine Begierden ordentlich zu gewöhnen, seine Leidenschaften zu unterdrücken, und die wahren Güter von denenjenigen, die nur den Schein davon haben, zu unterscheiden. Alle Handthierungen, alle Stände erfordern Kunst und Anführung; sollte es denn nicht auch eine Kunst zu loben geben? Sollte man nicht Regeln haben, die fähig wären uns in der wichtigsten Sache zu leiten? Will man ein jedes Vergnügen besonders genießen, muß man Geschicklichkeit und Verschlagenheit besitzen; und doch will man, daß der Mensch allein den Zweck seines

Wesens, ohne Nachdenken, ohne Verstand, in der Belohnung seiner Leidenschaften und seines blinden Naturtriebes erreichen könne. Wenn dieses andem wäre, würden wir gewiß nicht sehen, daß sich jemand von dem Wege der Glückseligkeit entfernen würde; die nachläßigsten oder liederlichsten Leute würden dieses Ziel am ersten erreichen: ihr Gang würde so sicher seyn, als es der Schwung der himmlischen Sphären ist, welche sich in dem Luftraume und um ihre Kraise, welche ihnen die Hand des Allmächtigen angewiesen hat, herumdrehen. Allein die Beschaffenheit der Sachen ist nicht also: wir verfallen in viele Fehler, welche uns fast unvermeidlich scheinen; wir müssen daher wohl Acht haben, bis zu ihrem Ursprung zurück gehen, ihre Wichtigkeit erwägen, und Mittel dawider aufsuchen. Der Philosoph ziehet aus diesen Betrachtungen Verhaltungsregeln; und der Weise bringt sie in Ausübung.

Von den niedrigsten Künstlern hat ein jeder seine besondere Arbeit, der eine macht ein Rad, der andre eine Triebfeder: der Meister setzet diese verschiedenen Stücke nach genauen Verhältnissen zusammen; er ist es, der die Maschine verfertiget, und ihre Bewegungen bestimmet. Das menschliche Leben stellet uns ein Gleiches dar: es ist nicht genug, daß man in einigen besondern Theilen der Wissenschaft der Sitten vortrefflich sey; sondern aus ihrer Vereinigung entstehet die Ordnung, die Uebereinstimmung und die Glückseligkeit.

Wenn

Wenn euch die Reize dieser großen Gegenstände rühren; werdet auch ihr keine Arbeit zu hart, und keinen Fleiß zu mühsam befinden, wenn sie euch nur zu dem gewünschten Ende bringet. Was sage ich? Macht selbst diese Arbeit nicht einen Theil des Glücks aus, nach welchem ihr strebet? Der Ekel folgt zu geschwind auf Vergnügungen, deren Genuß uns nur wenig Mühe machte Der zur Strapaze abgehärtete Jäger entziehet sich dem Schlafe: die Morgenröthe hat den Himmel noch nicht gefärbt, so durchstreicht er schon die Wälder: die Gerichte, welche er in seiner Wohnung vorfindet, mögen so schmackhaft seyn, als sie wollen, befriedigen seinen Appetit nicht: er achtet das Fleisch der Thiere nicht, die in benachbarten Flächen sich seinem Schusse auszusetzen scheinen; in der Ferne suchet er eine Beute, die schwer zu erhalten ist: er muß ein Wildpret haben, welches sich seinen Augen verbergen, seiner Verfolgung entziehen, oder sich wider seine Anfälle vertheidigen kann. Nur nach der Uebung seiner Leibeskräfte und der Leidenschaften seines Gemüths, schmeckt er die Annehmlichkeiten der Ruhe: Dieses Vergnügen wird ihm nur alsdenn reizend, wenn er es mit der Mühe, die es ihm gekostet hat, vergleichen kann.

Wenn die Geschicklichkeit eine solche heftige Leibesübung, als es die Jagd ist, angenehm machen kann: wenn man einen Gefallen finden kann einem geringen Wildpret nachzujagen, welches oft unsre Wachsamkeit betrügt, oder unserm

unserm Garne entwischt; sollte man nicht unendlich mehr Vergnügen darinn finden, wenn man seinen Verstand übet, seine Neigungen mäßiget, seine Begriffe aufheitert, das Innere verschönert, und fühlt, daß man alle Tage besser und weiser wird. Ermuntert euch von eurer Schlafsucht, diese Bestrebung ist nicht schwer; ihr dürfet nur einmal die Zufriedenheit schmecken, welche eine ehrliche Arbeit verschaffet. Man braucht nur wenig Gelehrsamkeit, um den richtigen Werth der verschiedenen Arten des Lebens kennen zu lernen; man muß nur den Verstand gegen den Körper, die Tugend gegen die Reichthümer, und die Ehre mit der Wollust vergleichen. Diese Gegeneinanderhaltung wird die Vortheile eines arbeitsamen Lebens in ihr helles Licht setzen: sie wird euch lehren, welche Gegenstände ihr besonders suchen sollet.

Man findet keinesweges die Ruhe auf einem Bette von Rosen: Ihr werdet das wahre Vergnügen weder in dem Geschmacke der Früchte, noch in den berauschenden Dämpfen des Weins finden. Eure Geschäftlosigkeit selbst wird euch zur Müdigkeit werden, und die Wollust sich in Ekel verwandeln. So lange euer Gemüth in der Unwirksamkeit bleibet, wird euch alles abgeschmackt und läppisch scheinen. Euer Körper, ein Raub der schädlichen Feuchtigkeiten die ihr sammlet, wird früh oder spät die traurige Wirkung eurer Ausschweifungen empfinden, allein der Gift wird schon vor der Zeit euren edelsten Theil angegriffen haben: vergebens

rennet ihr von einem Gegenstande zum andern, und suchet eure Unruhen zu zerstreuen; ein jeder neuer Gegenstand wird euch ein neuer Zuwachs des Uebels werden, welches ihr leidet

Die zu heftige Nachhängung zum Vergnügen setzet den Menschen tausend Zufällen aus: sie setzt ihn gleichsam allen Streichen des Glücks zum Ziel. Ich will aber, daß das Glück euch stets hold alle eure Vortheile euch erhalten soll; das Unglück wird euch dessen ohngeachtet mitten unter den vermeynten Hülfsmitteln zu eurer Glückseligkeit verfolgen. Die Ueppigkeit hat euern Geschmack stumpf gemacht; ihr habt den Besitz und nicht den Genuß.

Werdet ihr aber in der That alles Nachdenken über den Unbestand der menschlichen Sachen unterdrücken können? Da ist kein Glück, wo man keine Sicherheit für die Zukunft hat; und welche Sicherheit darf man unter der Regierung des Glücks vermuthen? Wenn diese flüchtige Göttinn auch gegen euch beständig wäre, würde doch die bloße Besorgniß, ihren Eigensinn zu fühlen, schon eine Quaal für euch seyn. Ich sehe, wie dieses gräßliche Gespenst euren Schlaf störet, euch durch eure Träume schrecket, und nach euren köstlichsten und aufgeräumtesten Schmausereyen euch mit schwarzen Dünsten erfüllet.

Der Tempel der Weisheit stehet auf einem unbeweglichen Felsen, fern von der Wuth der Elemente und der Raserey der Menschen: der Blitz fällt ohne Macht an desselben Grund, und

 die

die schrecklichen Werkzeuge der menschlichen Rache, Nachahmer des Donners, und fast noch gräßlicher als derselbe, können nicht dahin reichen. Dort betrachtet der Weise, eine reine heitere Luft athmende, mit einer mit Mitleiden untermischten Freude, die beweinenswürdigen Verirrungen der blinden Sterblichen: er siehet sie mit verbundenen Augen den Weg zum glücklichen Leben suchen, und nach den Reichthümern, nach der Gewalt, nach Titeln und Ehrenstellen laufen; eitele Schatten, welche ihre verblendete Einbildungskraft für wesentliche Sachen hält. Einige, und deren sind die allermeisten, gelangen nie zu dem Ziele ihres Verlangens. Ach! schreyen die andern mit kläglichem Tone, wir besaßen den Gegenstand unserer Wünsche, du feindseliges Glück aber, du hast ihn uns entzogen! Alle zusammen beklagen sich, daß sie mitten im besten Genusse das Glück nicht gekannt haben, und daß ihr zerstreuungsvolles Leben nur zur Vermehrung ihrer Leiden gedient habe.

Wird der Weise aber auch wohl in einer ruhigen Gleichgültigkeit verbleiben? Wird er es dabey bewenden lassen, das Elend des menschlichen Geschlechts zu beweinen, ohne zu dessen Hülfe zu eilen? Wird er sich ganz ohne Ausnahme dieser strengen Philosophie überlassen, welche ihn dem Scheine nach über alle Zufälle hinwegsetzet, ihm aber wirklich das Herz hart macht, und ihn verhindert zum Besten seines Gleichen und zum Vortheile der Gesellschaft zu

arbei-

arbeiten? Nein! Er weis, daß diese mürrische Unempfindlichkeit sich nie mit der wahren Weisheit und der wahren Glückseligkeit reimte. Der mächtige Reiz der gesellschaftlichen Zuneigungen, der so natürlichen, tugendhaften und angenehmen Neigungen, wirket mit so vieler Macht auf ihn, als daß er sich gegen sie auflehnen sollte. Selbst zu der Zeit, wenn er bey dem Unglücke seiner Freunde, seines Vaterlandes und des menschlichen Geschlechts nichts als Thränen zollen kann; empfindet er bereits ein unendlich vorzüglicheres Vergnügen, als bey allen lernenden Entzückungen, welche die sinnlichen Sklaven taumelnd machen. Liebreiche und menschliche Empfindungen! Welche Annehmlichkeiten sind denen gleich, die ihr in unsre Herzen senket? Die Seufzer fliehen vor euch; ihr gebt der Traurigkeit selbst ein lächelndes Ansehen. Es ist mir, als sähe ich das Gestirn des Tages, wie es seine Stralen auf eine finstere Wolke, oder auf die Regentropfen, welche durch die Luft fallen, schießet, und darauf den von den prächtigsten Farben glänzenden Bogen malt, welche die Natur gleichsam auf ihren Schooß gerieben hat.

Dieses sind noch nicht alle Vortheile der gesellschaftlichen Tugenden. Sie mischen sich in alle unsre Neigungen, und herrschen über alle unsre Leidenschaften. Wenn der Kummer solche nicht zernichten kann, kann das sinnliche Vergnügen sie auch nicht verdunkeln. Die Liebe erkennt eine zärtliche Sympathie mitten in dem

Uebermaße ihrer Entzückungen, und in der Fülle ihrer Hitze. Was sage ich, sie erkennet sie? Sie ist eigentlich ihre wahre Nahrung: ohne dieser großmüthigen Leidenschaft würde dem Liebhaber gar bald nichts als Müdigkeit und Verdruß übrig seyn. Sehet da diesen leckern Wollüstling: sein Hauptwerk ist die Verachtung aller groben Vergnügen; sondert ihn aber von seinen Gesellschaftern ab, so wird er einem Funken gleich seyn, welcher sein Feuer verliert, so bald er von dem Feuer abgenommen wird, zu dessen stärkeren Brande er das Seinige beytrug. Seine Lebhaftigkeit verlöscht im Augenblick: sitzet er allein an der bestbedientesten Tafel, fehlet ihm der Appetit: er wird der kostbarsten Mahlzeit das trokenste Studium und das abgezogenste Nachsinnen vorziehen.

Aber niemals sind die gesellschaftlichen Zuneigungen entzückender, nie leuchten sie schöner vor den Menschen, und selbst vor dem höchsten Wesen, als wenn sie, entledigt von allen irrdischen Vermischungen, sich mit der Gesinnung der Tugend vereinigen, und uns zu großen und schönen Handlungen antreiben. Alsdenn verleihen sie, gleich wohl zusammengesetzten Farben, einander einen Glanz: alsdenn erheben sie unsern Geist und veredlen unser ganzes Wesen. Angenehme Verbindung des Blutes! Ihr seyd ein Triumph der Natur. Verschwinde du Eigenliebe und ihr sinnlichen Vergnügungen! Welch schöneres Schauspiel

spiel als ein in der Freude schwimmender Vater, welche ihm das Glück seiner Kinder und noch mehr ihre Tugend verursacht! Werden sie von einer Gefahr bedrohet: sehet, wie er durch Schwerd und Flammen zu ihrer Hülfe eilet!

Je mehr man diese großmüthige Neigungen reiniget, je mehr wird man von ihrem Werthe eingenommen. Gehet wohl etwas über diese Uebereinstimmung der Gemüther, über diese auf Erkenntlichkeit und beyderseitige Achtung gegründete Freundschaft? Welches Vergnügen, Unglücklichen die Betrübniß versüßen können, niedergeschlagenen Gemüthern Trost zusprechen, denjenigen, die einen Fall gethan haben, aufhelfen, der Strenge eines unbarmherzigen Geschicks Gränzen setzen, und den ungerechten Bemühungen nach der Verfolgung und dem Verderben redlicher Leute begieriger Bösewichter Einhalt thun? Welche erhabene Seligkeit, zu gleicher Zeit über Elend und Laster siegen, durch die Unterweisung uns ähnlicher Geschöpfe durch weise Lehren und gute Beyspiele, indem man ihnen lehret ihre Leidenschaften bändigen, ihre Aufführung zu verbessern, und die gefährlichsten aller ihrer Feinde, die sie in ihren eigenen Busen ziehen, unterzudrücken.

Alle diese Gegenstände sind aber noch zu eingeschränkt, daß sie ein Wesen, welches seinen himmlischen Ursprung fühlet befriedigen könnten. Eine Familie und Freunde sind ein

zu enger Krais, als daß Neigungen, welche die Gottheit selbst in sein Herz gedrückt hat, sich darinnen einschränken lassen sollten. Seine allgemeine Güte erstrecket sich bis auf die entfernteste Nachwelt. Da er die Gesetze und die Freyheit als zwo Quellen der zeitlichen Glückseligkeit betrachtet, so ist er stets bereit sich ihnen zu widmen. Arbeiten, Gefährlichkeiten, nichts ist ihm zu theuer: selbst der Tod hat Reize für ihn wenn er ihn für das allgemeine Beste leidet; er erhebt denjenigen, welcher sich dem Wohl seines Landes aufopfert, auf die höchste Staffel der Ehren. Glücklich ist der Mensch, dem das günstige Glück erlaubt der Tugend den Tribut zu zahlen, den er der Natur schuldig ist, mit dem Leben, das ihm früh oder spät durch eine unhintertreibliche Nothwendigkeit genommen wird, ein großmüthiges Geschenk zu machen!

Der wahre Weise! der wahre Patriot! große und prächtige Namen! ihr fasset alle Eigenschaften in euch, welche die Ehre der menschlichen Natur sind, und sie der göttlichen Natur nähern! In euch sind der höchste Grad der Gütigkeit, die heldenmäßigste Standhaftigkeit, die zärtlichsten Gesinnungen, und die erhabenste Liebe der Tugend begriffen. Nichts kommt den Entzückungen eines so gestalten Menschen gleich: er siehet, daß alle seine Leidenschaften, so zu sagen, die rechte Stimmung haben; kein übellautender Ton kann diesen angenehmen Wohlklang aufheben. Wenn die

Betrach-

Betrachtung unbelebter Schönheiten, solcher Schönheiten die keine Verhältniß mit uns haben, uns in Erstaunen setzen können, welche Wirkungen muß nicht die sittliche Schönheit haben, dieser Reize, wodurch unser Verstand verschönert wird, und vom welchen wir wissen, daß sie die Frucht unsrer eigenen Betrachtungen und unsers eigenen Fleißes sind.

Aber wo siehet man die Belohnung der Tugend? Muß man ihr, ohne einige Belohnung erwarten zu dürfen, unser Glück und unsre Tage aufopfern? Hat die Natur für solche wichtige Opfer keine Wiedererstattung bestimmt? Kinder der Erde, ihr kennet den Werth dieser unsterblichen Schönheit sehr schlecht! Wenn ihre Reize euch eingenommen hätten, würdet ihr euch nicht nach ihrer Mitgabe erkundigen. Wisset immittelst, daß die Natur eurer Schwachheit etwas zu Gefallen gethan hat. Sie hat diese so zärtlich geliebte Tochter nicht nackt und arm gelassen; sie hat solche mit den kostbarsten Gütern überhäuft: sie verbirgt aber die Schätze, mit welchen sie sie bereichert hat, vor den Augen des gemeinen Volks, aus Furcht, sie möchte ihr nur eigennützige Liebhaber herbeyziehen; sie lässet sie nur denen in die Augen leuchten, welche die Liebe zu ihr schon gefesselt hat. Der Ruhm ist das Erbtheil der Tugend die süße Belohnung rechtschaffener Arbeiten, die Siegeskrone, die so wohl die ruhige Stirne des großmüthigen Bürgers, als die fürchterliche Schei-

tel des unerschrockenen Kriegers zieret. Durch so große Hoffnung angefeuert, sieht der tugendhafte Mensch alles, was die Wollust verführendes und die Gefahr Furchtbares hat, mit verächtlichen Augen an. Das Sterben selbst hat nichts, was ihn schrecken kann: das Urtheil des Verhängnisses erstreckt sich nur auf einen Theil seines Wesens; er weis, daß sein Name die Zeit und den Tod trotzet; und daß im größten Zusammenstoße der Elemente, und unter der Verwandelung der Welt, dieser der Unsterblichkeit geweihete Name nicht untergehen kann.

Es ist gewiß ein Wesen, welches die ganze Welt regieret; dessen sehr große Macht und unendliche Weisheit hat die Ordnung und Harmonie aus der Verwirrung des alten Chaos hervorgebracht. Der tiefsinnige Mensch mag streiten, wie weit die Sorgfalt dieses gutthätigen Wesens gehe; er mag untersuchen, ob dasselbe solche auf das gegenwärtige Leben einschränke, oder ob es, um den Triumph der Tugend vollständiger zu machen, unser wirkliches Daseyn nach dem Tode fort dauern lasse! Der moralische Mensch lebt zufrieden mit dem Antheil, welchen ihm der unumschränkte höchste Ausspender nach Gefallen anzuweisen beliebt hat, ohne über eine solche schwere Materie das geringste zu entscheiden. Sollten ihm in einem andern Leben neue Wohlthaten zubereitet worden seyn, wird er sie mit Danksagung annehmen: sollte er aber sich darüber

vergebliche

vergebliche Hoffnung gemacht haben; so wird er doch auch nie glauben, daß er, indem er sich der Tugend widmete, einen eiteln Götzen verehret habe: er weis daß sie seine eigene Belohnung ist, und preiset mit Demuth die Güte des Schöpfers, welcher ihn, da er ihn in die Welt setzte, zugleich in den Stand gesetzt hat, sich eine so glorreiche Sache zu erwerben.

Der Platoniker.

Einige verwundern sich darüber, daß die Menschen, ob sie gleich von einerley Natur, und mit gleichen Fähigkeiten begabt sind, so verschieden an Geschmack und Neigungen befunden werden. Der eine verdammt, was der andre billigt; was dieser mit Sorgfalt vermeidet, sucht der andre mit Begierde auf. Es finden einige es noch außerordentlicher, daß ein und derselbe Mensch so zu sagen aufhöre eben derselbe zu verschiedener Zeit zu seyn: daß er zum Exempel nach dem Genuße mit Verachtung diejenigen Gegenstände von sich stößt, welche kurz vorher der Zweck aller seiner Wünsche und Begierden waren. Diese Ungewißheiten, diese Unschlüßigkeiten, diese Krankheiten, wenn ich so sagen darf, scheinen mir von der menschlichen Aufführung unzertrennlich zu seyn. Wie kann man von einer

vernünftigen Seele, die zur Betrachtung des allerhöchsten Wesens und seiner Werke gemacht ist, verlangen, daß sie ruhig und zufrieden seyn könne, da sie keine andre Zuflucht als die unedlen sinnlichen Vergnügen hat, oder sich nur mit dem Dunste des gewöhnlichen Beyfalls abspeisen lassen muß. Die Gottheit ist ein Meer der Herrlichkeit und des Glücks; unsre Seelen sind kleine Bäche, die, ohngeachtet ihrer Abweichungen durch so viele krumme Gänge, stets suchen zu der Quelle zurückzukehren, aus welcher sie entsprungen sind, und sich in der Unermeßlichkeit ihrer Vollkommenheiten zu verlieren. Wenn das Laster und die Thorheit, gleich den Dämmen, ihren natürlichen Lauf hemmen, so laufen die Bäche an, sie werden zu reißenden Strömen, und verursachen Schreck und Verwüstung in den benachbarten Gefilden.

Vergebens preiset ein jeder seine Neigungen, Sitten und Lebensart; vergebens kramet er die blendenste Beredsamkeit aus, um seinen Geschmack leichtgläubigen Zuhörern mitzutheilen: des Lobredners Standhaftigkeit wird durch sein Herz widersprochen; mitten unter seinem Fortgange und Glücke empfindet er das leere Nichts aller der Vergnügungen, die ihn nur von dem höchsten Gut entfernen. Ich betrachte den Wollüstling vor dem Genuße; ich messe die Heftigkeit seiner Begierden, und vergleiche sie gegen den Werth des begehrten Gegenstandes: und ich sehe, daß seine ver-

meynte

meynte Glückseligkeit nur in der Unordnung des Geistes bestehet, welcher, so zu reden, sich ihm selbst entziehet, und seinen verblendeten Augen das Schauspiel seiner Laster und seines Elendes entziehet. Einen Augenblick nachher betrachte ich ihn wieder; er hat das Vergnügen, vor welches er so heftig eingenommen war, nicht gefunden: er hat aber die Empfindung seiner Fehler und seines Unglücks doppelt wiedergefunden; seine Seele wird von Furcht und Gewissensbissen gequälet, und sein Körper wird matt durch die Ueberfüllung und den Ekel.

Aber eine ernsthaftere oder wenigstens hochmüthigere Person will meine Beurtheilung trotzig verachten: mit dem Titel eines Philosophen und Moralisten geziert unterwirft er sich aller Strenge meiner Untersuchung. Er will meinen Beyfall erzwingen, und verbirgt die Ungeduld ihn zu erhalten so wenig, daß sie unter seiner angenommenen Bescheidenheit allenthalben hervorleuchtet. Er findet sich bereits beleidigt, daß ich bey dem Scheine so vieler Tugenden nicht so gleich in außerordentliche Bewunderung ausgebrochen bin. Sein Eifer macht ihn nur verdächtig; ich lasse mir angelegen seyn die Bewegungsgründe seiner vermeynten herrlichen Eigenschaften zu prüfen; allein er lässet mir nicht Zeit darzu; er ist verschwunden: in einer Entfernung erblicke ich ihn als einen Marktschreyer, der dem Pöbel vorplaudert, und ihn durch ein prächtiges Wortgepränge hinters Licht führet. O Phi-

O Philosoph! deine Tugend ist fruchtlos, und deine Weisheit nur Eitelkeit: du läufst nach dem unverständigen Beyfalle der Menschen: du suchst weder das gegründete Zeugniß deines Gewissens, noch den weit gründlichern Beyfall desjenigen Wesens, welches mit einem einzigen Blicke den Abgrund der Welt durchschauet! Solltest du nicht empfinden können daß deine Frömmigkeit nur leere Einbildung ist? Du rühmst dich der schönen Namen eines Bürgers, eines Sohnes und eines Freundes; und du kennest nicht einmal den allmächtigen Herrn aller Herren, den besten Vater und den größesten Wohlthäter! Wo bleibt die Verehrung, die man solchen unendlichen Vollkommenheiten, aus welchen alle wahre Güter fließen, schuldig ist? Wo bleibt die Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der dich aus der Nacht des Nichts hervorgezogen hat, um mit deines Gleichen so angenehme Verbindungen eingehen zu können? Wenn er von dir fordert, daß du Pflichten, welche dir diese Verbindungen auflegen, erfüllen sollst; so verbeut er dir besonders nicht zu vergessen, was du ihm selbst schuldig bist, ihm, welcher das allervollkommenste Wesen ist, und dich nicht verschmähet hat, sich mit dir durch die genauesten Bande zu vereinigen.

Allein du bist dir selbst dein Abgott; du bringst nur deinen eingebildeten Vollkommenheiten Rauchopfer: oder du suchst vielmehr, da du deine wirklichen Unvollkommenheiten fühlest,

lest, die Welt zu betrügen, und deinem Hochmuthe zu schmeicheln, indem zu dir ein zahlreiches Gefolge von unwissenden Bewunderern errichtest. Es ist dir nicht genug, daß du das Allerherrlichste in der Welt vernachlässigest; sondern du willst so gar dasjenige, was das allerschlechteste und verächtlichste ist, an dessen Stelle setzen.

Betrachte alle Werke der Menschen, alles was der menschliche Verstand hervorgebracht hat, von welchen du als ein Mann von Geschmack und als ein Kenner urtheilen zu können dir sehr stark einbildest; so wirst du sehen, daß alles, was in jeder Art nur vortrefflich ist, allezeit von demjenigen zum Vorschein gebracht worden ist, welcher mit der vollkommensten Einsicht begabt war. Es ist also die Kraft des Verstandes allein, welche wir bewundern, wenn wir über den angenehmen Umriß einer wohlgestallten Bildsäule, oder das artige Ebenmaas eines prächtigen Gebäudes unsere Verwunderung äußern. Der Bildhauer und Baumeister sind jederzeit unserm Verstande gegenwärtig, wenn wir der Vortrefflichkeit dieser Kunst nachdenken, welche einer so ungestalten Sache solche natürliche Ausbildung und schöne Regelmäßigkeit zu geben gewußt hat. Wenn du mich nöthigst in deiner Person die Uebereinstimmung deiner Neigungen, die Erhabenheit der Empfindungen, und alle Reize deines Geistes zu betrachten; erkennest du nicht selbst, daß das geistige Schöne allen an-

dern Arten vom Schönen vorzuziehen ist? Aber warum hältest du dich auf? Siehest du über dir nichts, was deine Hochachtung verdienen könnte? Immittelst du der Ordnung und der Schönheit deinen Beyfall verschwendest, ist dir unbewußt, wo die allervollkommenste Ordnung und die vollständigste Schönheit anzutreffen ist. Vergleiche die Kunst mit der Natur, welcher sie nachahmet; je mehr ihre Werke dem Natürlichen gleichkommen, je höher werden sie geschätzet: allein beyde Sachen werden allezeit durch einen unermäßlichen Abstand unterschieden seyn. Die Kunst kann nur die Oberfläche der Natur nachahmen: die Triebfedern und die innern ursprünglichen Ursachen sind ihr verborgen; sie kann sie nicht nachahmen: weil sie so wohl ihre Kräfte, als auch ihre Begriffe übersteigen. Die Kunst begnügt sich mit der Nachahmung der kleinen Werke der Natur; da sie nie die Hoheit und Pracht erreichen kann, welche in den Meisterstücken ihres Musters vorzüglich hervor stralen. Sollten wir denn so gar blind seyn, daß wir weder Verstand noch wohlüberlegten Plan in dem erstaunlichen Baue der Welt sehen sollten? Sollten wir unempfindlich genug seyn, daß uns keine Bewegung von Ehrerbietung und Hochachtung bey den bloßen Begriffen dieses Wesens einnehmen sollte, welches mit dem höchsten Verstande die höchste Weisheit und die größte Güte verbindet?

Die Seligkeit muß, wenn sie die vollkommenste seyn will, ganz gewiß aus der Betrach-

tung

tung der vollkommensten Sachen entstehen; was ist aber wohl vollkommener als die Schönheit und Tugend? Was ist schöner als die Welt? Und welche Tugend ist der Güte und der Gerechtigkeit des höchsten Wesen zu vergleichen? Wenn etwas fähig ist das Vergnügen, welches dieses Anschauen erwecket, zu vermindern; so muß es entweder unsre eingeschränkte Fähigkeit, welche uns einen großen Theil dieser Vollkommenheit nicht erkennen lässet, oder die Kürze unsers Lebens, welche uns nicht die Zeit lässet, die zur Erlangung hinreichender Erkenntnisse erfordert wird, verursachen. Aber welcher Trost, wenn man zu sich selbst sagen kann! Wenn ich von den Eigenschaften, womit ich geziert bin, einen würdigen Gebrauch mache; so werden eben diese in einem andern Leben veredeltern und vollkommenern Fähigkeiten mich in Stand setzen, meinem Schöpfer ein weit reineres Lobopfer zu bringen: diese Verehrung, zu welcher aller Ablauf der Zeiten nicht zureichen, soll währender Ewigkeit meine Beschäfftigung ausmachen.

Der Skeptiker oder Zweifler.

Ich habe frühzeitig in alle Entscheidungen der Philosophen ein Mißtrauen gesetzet: und ich habe auch stets mehr Neigung in mir empfunden, wider ihre Lehrsätze zu streiten, als sie

sie anzunehmen. Ich irre mich entweder, oder sie scheinen mir alle ohne Ausnahme übern Haufen zu fallen; weil sie ihre Grundsätze zu sehr einschränken, und nichts von der Abwechselung halten, welche die Natur doch bey allem was sie hervorbringt beobachtet. Ein Philosoph hat nicht so bald einen Lieblingsgrundsatz vestgesetzt, der einige gute Erläuterungen zulässet, sogleich will er demselben die ganze Welt unterwerfen, und alle Erscheinungen durch denselben erklären; dieses verleitet ihn zu erzwungenen Vernunftschlüßen und zu unendlichen Ungereimtheiten. Da seine eingeschränkte Fähigkeit ihm nicht erlaubt in die Ferne zu blicken, so bildet er sich ein, die Natur sey eben in ihren Werken so eingeschränkt, als er selbst in seinem Nachdenken.

Diese Schwachheit erhellet besonders aus den Untersuchungen, welche das menschliche Leben zum Vorwurfe haben, und die Art zur Glückseligkeit zu gelangen. Hier laufen die Gränzen der Leidenschaften und des Verstandes zusammen und führen den Philosophen irre. Ein jeder hat seine herrschende Leidenschaft, welcher die andern nachstehen müssen, und welche ihn, ohne ihm fast einige Ruhe zu lassen, sein ganzes Leben hindurch zu lenken wissen. Es hält schwer, ihm begreiflich zu machen, daß Sachen, die ihm gleichgültig sind, andern Leuten angenehm seyn können, auf eine Art, von welcher er keinen Begriff hat. Wenn man ihm glauben wollte, wäre dasjenige, dem

er

er nachstrebet, das schätzbarste, das, was er verlangte das verlangenswürdigste; der Weg, den er verfolgt, der einzige welcher zur Glückseligkeit führet.

Tausend Exempel und tausend gemeine Gründe wären geschickt diese Philosophen aus ihrem Irrthume zu reißen; sie müßten aber vorhero lernen sich von denen Vorurtheilen los zu machen, von welchen ihre Vernunft gleichsam verdunkelt wird. Sie brauchten nur der großen Verschiedenheit der Neigungen des menschlichen Geschlechts nachzudenken. Wo ist der Mensch, der nicht vollkommen mit seiner Art zu leben zufrieden sey, und sich nicht unglücklich glauben würde, wenn er solche gegen seines Nachbarn seine vertauschen sollte? Fühlen sie nicht bey sich selbst die Wirkungen dieser Verschiedenheit? Oft mißfällt ihnen das morgen, was ihnen heute gefällt; es ist auch in ihrer Gewalt, welche Mühe sie sich auch geben, ihre verstrichenen Neigungen zurück zurufen, und ihren vorigen Geschmack an Sachen, welche gegenwärtig ihnen gleichgültig oder unangenehm scheinen, wieder zu gewöhnen. Was bedeuten also die allgemeinen und besondern Vorzüge? Dem gefällt der Lärmen in Städten, ein andrer lobt die ländliche Ruhe: der eine liebt das geschäftige, ein andrer das wollüstige, und ein dritter das einsame Leben. Was folgt daraus? Daß der Geschmack verschieden ist. Außerdem kann ein jeder sich durch die Erfahrung überzeugen, daß

alle diese verschiedenen Arten des Lebens wechselsweise ihre Annehmlichkeit haben; und daß keine Art sey, mit welcher ein vernünftiger Mensch, welcher solche miteinander zu versorgen und geschickt abzuändern weis, nicht zurecht kommen könne.

Muß man denn aber die Sache dem bloßen Zufalle überlassen? Muß man, wenn es auf die Erwählung einer Lebensart ankömmt, denn nur seinen Eigensinn um Rath fragen, und nie die Vernunft, welches der sicherste Weg sey zur Glückseligkeit zu gelangen? Sollte alles gleich viel seyn? Und sollte gar kein Unterschied zwischen Aufführung und Aufführung seyn?

Es ist allerdings ein Unterschied. Von zweyen Menschen, welche nach einem Zwecke streben kann, der eine sichrern Mittel dazu zu gelangen als der andre anwenden. Wollet ihr Reichthümer erwerben? Bemühet euch in eurer Handthierung geschickt zu seyn, und unverdrossen in deren Ausübung: erwerbet euch Freunde und Bekanntschafften: vermeidet die Verschwendung und das Vergnügen; und seyd nur freygebig, wenn die Freygebigkeit euch nützlicher als die Sparsamkeit seyn kann. Ihr wollet die Achtung der Welt erwerben. Zeiget weder zu viel Stolz, noch zu viel Niedrigkeit: beobachtet unter diesen beyden das rechte Mittel. Wenn ihr übermüthig seyd; werdet ihr die Eigenliebe andrer beleidigen. Kriechet ihr; werdet ihr euch verächtlich machen:

chen: man wird euch nicht sonderlich achten, weil ihr selbst es nicht zu thun scheinet.

Aber, werdet ihr zu mir sagen, dies sind bekannte Regeln, welche die Klugheit aller Menschen lehret, welche jeder Vater seinem Sohne einpräget, und welche jede Person von richtigem Verstande in dem Zustande, zu dem sie sich bequemt hat, in Acht zu nehmen bedacht ist. Ey was denn! Was begehrt ihr mehr? Haltet ihr denn die Philosophen vor Zauberer, deren verborgene Kunst euch Sachen lehren könne, welche die gewöhnliche Einsichten übersteigen? Ihr erwiedert, ich wende mich nicht deswegen zu den Philosophen, um mich wegen der Mittel unterrichten zu lassen, sondern um den Entzweck kennen zu lernen, den ich mir vorsetzen soll. Lehret mich, welche Begierde ich befriedigen soll, welcher Leidenschaft ich mich überlassen, und welchem Geschmacke ich folgen soll! Was das Uebrige betrifft, werde ich den natürlichen Verstand zu Hülfe nehmen, und mich auf die allgemeinen Regeln verlassen, welche man im Umgange mit der Welt lernet.

Ihr machet, daß ich es bereue, mich für einen Philosophen ausgegeben zu haben, wegen der Verwirrung in die ihr mich setzet. Beantworte ich eure Fragen auf eine harte und ernsthafte Art, laufe ich die Gefahr, daß man mich für einen lächerlichen Pedanten hält. Antworte ich zu frey; wird man mich zu einem Vertheidiger des Lasters und der Verdorbenheit der Sitten machen. Dem sey nun wie

ihm wolle, ich werde euch meine Meynung sagen, unter der Bitte, daß ihr aus derselben nichts folgert, werdet ihr dieselbe mit einem gleichgültigen Auge, wie ich selbst, betrachten, so werdet ihr solche weder der Auslachung noch des Zorns würdig finden.

Wenn jemals ein so ziemlich sicherer Grundsatz in der Philosophie gewesen ist, so glaube ich, daß es dieser sey: Es giebt nichts, welches an sich schön oder häßlich, der Liebe oder des Hasses, und der Hochachtung oder der Verachtung würdig sey; diese verschiedenen Benennungen hängen blos von den Meynungen und Neigungen eines jeden Menschen insbesondere ab. So wie das was vor ein Thier ein schmackhaftes Futter, dem andern ekelhaft ist; eben also kann das, was mich angenehm rühret, einem andern Leiden und Quaal verursachen. Man gestehet durchgehends zu, daß dieses in Ansehung aller körperlicher Empfindungen wahr sey; wenn man aber die Sache näher untersuchet, wird man auch finden, daß es in allen den Fällen, in welchen die Seele mit dem Körper zugleich wirkende so zu sagen ihre innern Empfindungen mit denen äußeren vermischet, eben also sey.

Wir wollen den heftig verliebten Liebhaber ersuchen, uns das Bild seiner Geliebten zu entwerfen. Es fehlen ihm die Ausdrücke uns alle ihre Reize zu beschreiben: er fragt uns mit großer Ernsthaftigkeit, ob wir einen Engel oder eine Göttinn gesehen haben: wir antworten ihm

hierauf,

hierauf, daß wir dieses Glück nicht gehabt haben. Ach! erwiedert er, es ist mir also auch unmöglich euch diese himmlische Schönheit zu schildern: nie sah man eine solche vollkommene Leibesgestalt, so regelmäßige Gesichtszüge, so bezaubernde Geberden, ein so leutseliges und entzückendes munteres Gemüth. Alles was wir daraus folgern werden, ist dieses, daß der arme Mensch den Narren an ihr gefressen hat, oder um uns philosophischer auszudrücken, daß der innerliche Trieb, welcher bey beyden Geschlechtern sich befindet, ein Naturtrieb, der allen Thieren eigen ist, sich in ihm für einen besondern Gegenstand, wegen gewisser Eigenschaften, die auf ihm angenehme Eindrücke gemacht haben, bestimmt hat. Eben diese Göttinn würde, ich will nicht sagen einem Thiere von einer andern Natur, sondern euch und mir, ein sehr ungöttliches, ja gar ein sehr gleichgültiges Geschöpfe seyn.

Die Natur theilet allen Thieren eine starke Liebe für ihre Geburten mit. Ein Kind, welches den ersten Lichtstralen des Tages die Augenlieder öffnet, ist in den Augen aller von Leidenschaften uneingenommenen Zuschauer ein schlechter und elender Gegenstand, vor dessen Mutter aber ein schätzbares Kleinod, von dem sie bis zur Narrheit eingenommen ist, und welches sie allem dem, was nur schön und vollkommen ist, vorziehet. Diese Denkungsart, die uns tief in die Seele gelegt ist, giebt denen wenig bedeutenden Sachen einen Werth.

Diese Bemerkung kann man noch weiter treiben, und selbst auf die Fälle anwenden, in welchen die Beurtheilungskraft allein thätig zu seyn scheinet, wenn sie billigt oder mißbilligt, und wenn ein Gegenstand ihr schön oder häßlich scheinet. Ich behaupte also, daß selbst in diesen Fällen, die Eigenschaften die uns rühren, nicht in den Gegenständen befindlich sind; sondern daß sie nur in einer Neigung des Verstandes zu loben oder zu tadeln gegründet sind. Es wird schwer seyn, seichten Köpfen diese Wahrheit begreiflich zu machen. Die Einförmigkeit herrschet mehr in den Empfindungen der Seele als des Leibes, und die Natur hat weniger Aehnlichkeit im Aeußerlichen als in dem Innerlichen der Menschen angebracht. Der geistige Geschmack scheinet sich nach gewissen Grundsätzen zu richten: man urtheilet zum Exempel mit mehrern Erfolg über etwas Kritisches, als über die Güte eines Ragout, oder über die Vortrefflichkeit eines Räucherwerks. Indessen verhindert dieses nicht, daß in unsern Aussprüchen die Schönheit und den Werth der Gegenstände betreffende nicht deutlich zu bemerkende Verschiedenheit anzutreffen wären. Unser Geschmack ist nach Maasgabe der Erziehung, der Gewohnheit, des Gemüths und des Eigensinns verschieden. Ihr werdet einen Menschen, dessen Ohr nicht für eine feine Musik gemacht ist, niemals überreden, daß die italiänischen Arien schöner klängen als die Schottländischen: Euer Geschmack ist der einzige Beweis, den ihr

ihm davon geben könnet; allein er hat seinen Geschmack für sich, nach dem er sich richtet, und dieser Geschmack beweiset ihm das Gegentheil. Wenn ihr beyde klug seyd, so habt ihr ein gutes Mittel, euch zu vergleichen. Wenn ihr nun ein klein wenig über Sachen von dieser Natur nachdenken wollet, werdet ihr zugeben, daß ihr beyde Recht habt: ihr werdet sehen, daß die Schönheit nur eine relative Sache sey, welche in der angenehmen Empfindung, die die Gegenstände erzeugen, bestehet, und in jeder Seele auf eine ihrer Einrichtung gemäßen Art vorhanden ist.

Welche Absicht mag wohl die Natur gehabt haben, als sie das Empfindungsvermögen, womit sie unsre Seelen begabte, so verschieden einrichtete? War es um uns ihre Macht bewundern zu lassen, daß sie uns zeigte, sie könne ohne etwas in den Gegenständen zu ändern, unsere Begierden und Leidenschaften nach ihrem Gefallen durch eine geringe Veränderung unsers Innersten verwandeln? Der gemeine Mann kann sich bey diesem Begriffe aufhalten; aber der Mensch, welcher denkt, erhebt sich, wo nicht bis zu gründlichern Schlüssen, doch wenigstens zu allgemeinern Absichten.

In der Handlung der Beurtheilung betrachtet unsre Seele Gegenstände, welche sie vor wirkliche hält, ohne etwas dazu zu thun, oder hinweg zu nehmen. Wenn ich das Lehrgebäude des Ptolomäus oder des Copernikus

untersuche, habe ich keinen andern Zweck als den wahren Stand der Planeten zu kennen, und in meinem Geiste die gleichen Verhältnisse, welche diese Körper unter einander am Firmamente beobachten, zu entwerfen. Diese Verrichtung meines Verstandes beziehet sich also beständig auf etwas wirklich gegründetes, ob es gleich oft unbekannt ist: das Wahre und Falsche, welches sich, in Betrachtung dieses, in meinen Begriffen befindet, ist unwandelbar, und hänget auf keine Weise von der Meinung eines andern ab. Ich setze, das ganze menschliche Geschlecht komme überein, die Sonne um die Erde sich herum drehen zu lassen, und zu glauben, daß die letztere in der Mitte des Weltgebäudes unbeweglich bleibe; so werden alle Gründe, welche man zur Bewegung der Sonne häufet, dieselbe doch um keine Linie vorwärts bringen; denn diese Gründe sind irrig und falsch in alle Ewigkeit.

Ganz anders aber ist es mit den Benennungen von schön und häßlich, von liebenswürdig und widrig. Hier begnügt sich der Geist nicht mit dem bloßen Anschauen der Gegenstände, so wie sie an sich sind; dieses Anschauen erzeugt das Vergnügen oder den Verdruß, den Tadel oder den Beyfall; und nur nach diesen Empfindungen fällen wir unser Urtheil über die Eigenschaften der Gegenstände. Nun ist bewiesen, daß diese Empfindungen von der besondern Bildung unsers Innersten abhängen, eine Bildung, welche diesen oder jenen

Gegenstand fähig macht, uns auf solche oder andre Art zu rühren, und in unsren Seelen und äußern Gliedern eine Art von Sympathie hervorbringet. Wir wollen setzen, unsre innern Werkzeuge, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, würden verändert; so würde die Empfindung sich mit ihnen zugleich verändern, obgleich die Gegenstände die nämlichen blieben. Die Empfindung ist allemal von dem Gegenstande, welcher diese durch seine Wirkung auf unser Empfindungsvermögen erreget, unterschieden: hinfolglich, so bald man annimmt, daß dieses Vermögen verändert worden sey, verändern sich die Wirkungen ebenfalls: kurz, derselbe Gegenstand kann nie dieselbe Empfindung in einem verschieden eingerichteten Geiste hervorbringen.

Es giebt Fälle, bey welchen man sich von dieser Warheit überführen kann, ohne daß man nöthig hätte, sich zu tief in dem Nachdenken zu versteigen, alsdenn, wenn die Verschiedenheit zwischen der Empfindung und dem Gegenstande, welcher sie veranlasset, wohl bemerkt worden ist. Alle Welt erkennet, daß der Ruhm, die Hoheit, und die Rache nicht Sachen sind, die an sich zu verlangen wären, sondern daß die Leidenschaft die uns darzu antreibt ihnen ihren eigentlichen Werth giebt. Aber so bald die Rede von der Schönheit, sie sey gleich natürlich oder moralisch, ist, urtheilet man ganz anders. Alsdenn will man der Empfindung nicht mehr die Eigenschaften, wel-

che gefallen zuschreiben; sondern den Gegenständen. Dieser Irrthum rühret daher, daß die Empfindung nicht heftig genug ist, um sich mit Nachdruck von dem Begriffe, welcher sie erregt, zu unterscheiden.

Ein Augenblick Ueberlegung reicht zu, uns aus dem Irrthume zu bringen. Ist es nicht wahr, daß man von allen Zirkeln und Ellipsen (krumme Linien) welche in der Vorstellung des Copernikanischen Lehrgebäudes vorkommen, und von den ungleichen Spiral- oder Schneckenlinien, deren man sich in des Ptolomäus System bedienet, eine genaue Kenntniß haben kann, ohne daß uns diese Kenntniß mehr Schönheit in dem erstern als dem zweyten bemerken ließe? Euklides hat nach der Schärfe alle Eigenschaften des Zirkels bewiesen, wir finden aber in seinen Anfangsgründen keinen Satz, darinnen die Frage von der Schönheit des Zirkels wäre. Die Ursache davon ist sehr deutlich; weil das Schöne keine Eigenschaft dieser Figur ist: sie ist auch keinesweges in der krummen Linie, deren Spitzen von dem Mittelpunkte gleich entfernt sind; sie ist es nur in der Wirkung, welche sie in einer Seele, die zu empfinden fähig ist, erzeugt: weder die Sinne, noch der Compaß, noch die mathematischen Vernunftschlüsse, werden sie iemals in dem Zirkel oder in seinen Eigenschaften entdecken.

Der Feldmässer, welcher in dem Lesen des Virgilius kein andres Vergnügen fand, als

daß

daß er der Reise des Aeneas auf der Charte nachforschen wollte, konnte wohl einen vollkommenen Verstand von jedem lateinischen Worte haben, welches dieser göttliche Poete angebracht hat, und hinfolglich überhaupt einen deutlichen Begriff von der ganzen Geschichte, und so gar noch deutlicher als diejenigen, welche die Erdbeschreibung nicht so wohl inne haben. Ihm war alles was in der Aeneade stehet, bekannt, ausser ihrer Schönheit; weil eigentlich zu reden die Schönheit nicht in dem Gedichte; sondern in dem Geschmacke des Lesers befindlich ist; sie muß dahero allen denen auf immer unbekannt bleiben, die keinen feinen Geist haben, und nicht empfinden können; wenn sie auch sonst den Verstand und die Wissenschaft eines Engel des Lichtes hätten. *)

Hieraus

*) Wenn ich nicht besorgte daß ich zu tiefsinnig scheinen möchte; so würde ich hier diese berühmte Lehre anführen, welche die neuere Philosophie zur Ueberzeugung der ganzen Welt bewiesen hat: daß der Geschmack, die Farben und alle fühlbaren Eigenschaften nicht in den Körpern, sondern allein in den Sinnen vorhanden sind. Mit der Schönheit und Häßlichkeit, mit dem Laster und der Tugend, verhält es sich eben so. Da in diesem Gesichtspunkte diese letztern Eigenschaften nicht weniger wesentlich bleiben

als

Hieraus lasset uns schlüssen, daß der Grad des Genusses nie nach dem innern Werthe derer Gegenstände, denen man nachstrebet, bestimmet werden könne; und daß dieser Grad beständig der Heftigkeit der Leidenschaft mit dem Erfolge verknüpft gemäß sey. Die Gegenstände haben an und vor sich selbst keinen Werth; sie gelten nur das, was unsre Seele darauf zu setzen pflegt: je mehr wir mit Heftigkeit verlangen; je glücklicher sind wir, wenn wir unsre Begierden befriedigen. Würdet ihr wohl zweifeln, daß diese kleine Tochter, mit einem neuen Kleide angethan, und zu einem Schultanze angeputzet, nicht eben eine solche vollständige Zufriedenheit empfinde, als dieser berühmte

als die erstern; so dürfen weder die Kunstrichter noch die Sittenlehrer darüber in Sorgen gerathen. Obgleich die Farbe nur ihr Daseyn in den Augen erhalten; so benimmt dieses weder dem Ansehen der Maler noch der Färber etwas: Es ist genug, daß in den Empfindungen der Menschen Gleichförmigkeit genug anzutreffen ist, damit diese Eigenschaften die Künste erzeugen, Gegenstände der genauen Untersuchung werden, und auf unser Leben und unsre Sitten Einfluß haben können. Und wenn die physikalische Entdeckung in Ansehung der empfindbaren Eigenschaften in unsrer Aufführung nichts verändert; warum sollte eine ähnliche Entdeckung in der Moral dergleichen Veränderung verursachen?

berühmte Redner, dessen siegreiche Beredsamkeit die Geister beherrschet, den Leidenschaften gebeut, und die Entschlüssung einer zahlreichen Versammlung nach seinem Willen zu bestimmen weis?

Die Verschiedenheit, die man also in dem Leben des einen und des andern Menschen antrifft, kann nur von zwey Sachen, von der Begierde und dem Genusse, herkommen; dieses ist aber genugsam hinreichend die beyden einander entgegengesetztesten letzten Zwecke, ich will sagen, das Glück und das Unglück, hervorzubringen.

Um glücklich zu seyn darf die Begierde weder zu stark, noch zu schwach seyn: wenn sie zu stark ist, befindet sich der Verstand stets ausser sich selbst, und einer beständigen Unordnung ausgesetzt. In dem entgegengesetzten Falle verfällt er in eine Unwirksamkeit und Unempfindlichkeit.

Um glücklich zu seyn, muß man wohlthuende und gesellige Neigungen besitzen, die von aller Rauhigkeit und Wildheit entfernt sind. Es fehlt sehr viel, daß diese letztern Eigenschaften so viel Vergnügen als die erstern verursachen sollten: wollte man wohl die Zanksucht, die Bitterkeit, den Neid, den Durst zur Rache, mit der Freundschaft, Gütigkeit, Gelindigkeit und Dankbarkeit vergleichen?

Um glücklich zu seyn, darf man nichts düsteres und melancholisches in dem Gemüthe haben; man muß aufgeräumt und muntern

Gemüths

Gemüths seyn. Ein Mensch, der beständig das Beste hoffet, und sich vergnügt, besitzet wirkliche Reichthümer, da an dessen statt die Furcht und die Sorgen eine wahre Armuth sind.

Der Genuß ist mehr oder weniger beständig oder veränderlich, und das Vergnügen welches ihn begleitet, ist von mehr oder wenigerer Dauer, nach der Natur der Neigungen, welche uns beherrschen. Die philosophische Andacht zum Exempel, ist nur die vergängliche Frucht einer gewissen Erhebung des Geistes: niemand ist ihrer mehr fähig, als die schönen Geister, welche einer glücklichen Muße geniessen, und die sich mit Wissenschaften und Nachdenken angefüllt haben. Die unsichtbaren und den Sinnen unmterworfenen Gegenstände, welche die natürliche Religion uns darbietet, sind aber nicht dazu gemacht, daß sie sich in unsern Seelen lange erhalten sollten, und können nur einen geringen Einfluß auf unsre Aufführung haben. Um diese Leidenschaft dauerhafter zu machen, muß man Mittel suchen die Sinnen und die Einbildungskraft mit hineinzuziehen: ein philosophischer Begriff von Gott ist uns nicht hinreichend; wir wollen von ihm eine historische Kenntniß haben: in dieser Absicht sind viele Gebräuche und verschiedene pöbelhafte abergläubische Gewohnheiten erdacht worden;

Der Verschiedenheit der Temperamente ohngeachtet kann man als einen allgemeinen Grundsatz annehmen, daß ein von lauter Vergnügen

gnügen zusammengesetztes Leben sich nicht so lange erhält, und weit eher dem Ekel unterworfen ist, als ein arbeitsames Leben. Die dauerhaftesten Zeitvertreibe sind diejenigen, welche eine gewisse Aufmerksamkeit erfordern, wie das Spiel und die Jagd. Ueberhaupt ist nichts geschickter das Leere unsrer Tage auszufüllen, als die Geschäftigkeit und die Arbeit.

Aber oft findet das bestgesinnteste Temperament keinen Gegenstand, dessen es sich zu erfreuen hätte; und in diesem Falle sind die Leidenschaften die uns nach etwas äußern treiben, weniger vortheilhaft als diejenigen, welche uns in uns selbst gleichsam einschränken: diese bieten uns Gegenstände dar, die wir leichter haben können, und deren Besitz uns mehr gewiß ist. Die Liebe zu den Wissenschaften ist geschickter unser Glück zu machen, als die Liebe zu den Reichthümern.

Es giebt indessen starke Seelen, welche übele Erfolge nicht muthlos machen; wenn ein Gegenstand sich ihnen entziehet, so leidet ihr aufgeräumtes Gemüth nichts darunter; sie kehren mit eben der Heiterkeit zu ihrem Werke zurück, und mit einer doppelten Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Dieses ist die eigentliche Art des Geistes, fähig den Menschen glücklich zu machen.

Dieser unvollkommene Entwurf des menschlichen Lebens, welchen wir gezeichnet haben, ist zureichend zu zeigen, daß die wünschenswürdigste Neigung des Geistes die Liebe zur Tugend

gend sey, oder um es besser auszudrücken, der Geschmack zum geschäfftigen Leben welcher uns Antheil an der Gellschaft nehmen lässet, unsre Herzen wider die Anfälle des Glücks waffnet, unsre Leidenschaften mäßigt, uns das Vergnügen mit uns selbst zu leben finden lässet; und zu gleicher Zeit macht, daß wir die gesellschaftlichen Vergnügungen und die Annehmlichkeit guter Gesellschaft allen sinnlichen Wollüsten vorziehen. Die Personen die am wenigsten denken, müssen immittelst doch gewahr geworden seyn, daß nicht alle Arten des Geistes gleich geschickt sind unser Glück zu machen; daß es dergleichen Leidenschaften und Gemüths-Umstände gebe, welche uns gefallen, da andre unsern Abschen erregen. In der That hängt die ganze Verschiedenheit unsers Befindens von der Seele ab; keine verdienet an und vor sich selbst unsern Vorzug. Das sowohl natürliche als sittliche Gute und Böse ist eine bloße Sache des Geschmacks und der Empfindung. Wenn wir nach unserm Gutbefinden dieses innere Gefühl verändern könnten, so würde es das sicherste Mittel niemals unglücklich zu werden seyn: das Böse würde keine Macht mehr auf uns haben; wir würden als neue Protheuße alle dessen Anfälle durch eine immerwährende Veränderung unsrer Bildung fruchtlos machen.

Die Natur hat uns aber dieses Hülfsmittel entzogen. Die Einrichtung unsrer Seele ist so wenig in unsrer Gewalt, als der Bau unsrer

ſrer Körper; und der größte Theil der Menſchen läſſet es ſich nicht einmal einfallen, daß man etwas dabey gewinnen würde, wenn man auch die Einrichtung davon hätte. Wie ein Strom den verſchiedenen Abfällen des Erdreiches, welches er befeuchtet, folget, ſo läſſet das unwiſſende und dumme Volk ſich die Neigungen treiben, welche die Natur ihnen einflößet; daher nimmt es an der Philoſophie keinen Theil: und man kann auch zu deſſen Nutzen dieſe, von den Philoſophen ſo ſehr gerühmte, Arzeney der Seele nicht anwenden. Was ſage ich? Der Weiſe, und ſelbſt derjenige, deſſen Betrachtungen die tiefſinnigſten ſind, gehorchen annoch der unumſchränkten Herrſchaft der Natur: aller ihrer Kunſt und alles ihres Fleißes ungeachtet, iſt es nicht immer in ihrer Macht die Hitze ihres Temperaments zurück zu halten, und den Charakter der Tugend zu erlangen, welcher doch der Gegenſtand aller ihrer Wünſche iſt. Die Philoſophie hat nur wenige wahre Anhänger, und noch über dieſe hat ſie nur ein ſehr ſchwaches und eingeſchränktes Anſehen. Man kann den Werth der Tugend empfinden: man kann tugendhaft zu werden wünſchen; aber dieſes iſt nicht hinreichend um es zu werden.

Werfet einen freyen Blick auf den Lauf der menſchlichen Handlungen; ſo werdet ihr ſehen, daß die Naturgabe und das Temperament faſt alles thun, und daß die allgemeinen Grundlehren nur alsdenn etwas über uns vermögen,

wenn sich solche mit unsern Neigungen vertragen. Hat ein Mensch keine heftige Leidenschaften? Ist er lebhaft von dem Gefühl der Ehre und Tugend durchdrungen? Dieser Mensch wird allezeit seine Aufführung nach der Richtschnur der Sittenlehre einrichten; oder, wenn es sich zuträgt, daß er sich davon entfernet, so wird er geschwind und ohne Zwang zu ihr zurückkehren. Auf einer andern Seite aber giebt es Seelen von einer so verderbten, unempfindlichen, und ich möchte viellieber sagen, von einer so verhärteten Art, daß nichts Eindrücke auf sie machet: die Tugend und die Leutseligkeit sind Sachen, von welchen sie gar keinen Begriff haben: sie empfinden keine Liebe für ihres Gleichen, keine Begierde ihre Hochachtung oder ihren Beyfall zu verdienen. Dies ist ein unheilbares Uebel, wofür die Philosophie kein Hülfsmittel weis. Diese Personen haben nur an geringen und verächtlichen Sachen, an sinnlichen und groben Wollüsten, oder vielmehr an der Bosheit und allen Arten verderbter Leidenschaften einen Gefallen: Ihr Herz, das für Gewissensbissen gesichert ist, hat so gar nicht den geringsten Funken von Geschmack an dem Guten, welcher allein im Stande ist den Charakter anders zu bilden. Ich für meine Person gestehe, daß ich nicht weis, wie man es mit einem dergleichen Menschen anfangen müsse, noch durch welche Vernunftschlüße es möglich seyn dürfte, ihn zu bessern. Rede ich ihm von dem innern Vergnügen,

gnügen, welches eine unverwerfliche Aufführung giebt, von dem zärtlichen Vergnügen der Liebe und der Freundschaft, oder von dem dauerhaften Vergnügen eines rechtschaffenen Charakters, und eines guten Rufes vor; so antwortet er mir, dies sind vielleicht Vergnügen für euch, dessen Geist von einer gewissen andern Art der Bildung ist: aber für mich sind es keine, weil ich nicht eben so gesinnet bin. Ich wiederhole es, meine Philosophie vermag über einen solchen Menschen nichts: mir bleibt nichts übrig, als das Unglück seiner Beschaffenheit zu beweinen. Allein sollte kein andres System geschickt seyn diesem abzuhelfen? Oder überhaupt, sollte es möglich seyn alle Menschen, ihre Natur möchte auch noch so verdorben seyn, durch ein System tugendhaft zu machen? Die Erfahrung beweiset uns das Gegentheil; und ich befürchte nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichre, daß daraus uneigentlicher Weise der hauptsächlichste Nutzen der Philosophie entstehe, welche uns vielmehr durch ihre geheimen und unvermerkten Einflüße, als durch eine unmittelbare Wirkung bessert.

Es ist wahr, daß die ernstliche Uebung in den Künsten und schönen Wissenschaften das Temperament sanft und zahm machet: sie bringt hervor und erhält in unsrer Seele die reinen und zarten Gesinnungen, in welchen das wahre Glück und die ächte Tugend bestehen. Es ist etwas Seltenes und so gar sehr Sel-

tenes, daß ein Mensch, welcher Geschmack und Gelehrsamkeit besitzet, wenn er auch sonsten Schwachheiten an sich hätte, nicht wenigstens ein rechtschaffener Mann seyn sollte: da er sich dem Nachdenken gewidmet hat, muß ihn dasselbe natürlicher Weise auf der einen Seite weniger stolz und eigennützig, auf der andern Seite aber auf seine Pflichten und auf den hergebrachten Wohlstand aufmerksamer machen. Er wird mit mehrer Lebhaftigkeit die Verschiedenheit der Gemüther und der Sitten empfinden. Die Gelehrsamkeit giebt ihm, anstatt seinem Geschmacke an diesen Sachen die Lebhaftigkeit zu benehmen, vielmehr einen neuen Grad der Empfindung.

Diese stufenweise und unzubemerkenden Zuwachse sind vielleicht nicht die einzigen, welche der Verstand erhalten kann: da es sehr wahrscheinlich ist, daß die Arbeit und die Aufmerksamkeit einige Gewalt über ihn haben. Die erstaunlichen Wirkungen der Erziehung dienen uns zu überführen, daß unser ursprünglicher Zustand nicht ein gänzlich unbeugsamer Zustand sey; daß er im Gegentheile Veränderungen und Einschränkungen zulasse. Es giebt Charakters, denen wir unsre Hochachtung keinesweges versagen können: wir wollen uns diese zu Mustern nehmen, und sorgfältig bemerken, wodurch sie von dem unsrigen unterschieden sind? wir wollen auf uns selbst ein wachsames Auge haben, und die äußersten Kräfte anstrengen, um die Härte unsers Her-

zens zu überwinden. Dieses wird keine vergebliche Bemühung seyn; wir werden mit der Zeit davon die heilsamsten Früchte in unserm Temperamente und in unsrer übrigen Beschaffenheit empfinden.

Die Gewohnheit ist ein mächtiges Mittel zu unsrer Besserung, indem sie uns mit gutem Willen und tugendhaften Neigungen erfüllet. Gewöhnet euch zu einem nüchtern und ordentlichen Leben; so werdet ihr die Schwelgerey und Lüderlichkeit verabscheuen: widmet euch ehrlichen Beschäfftigungen und dem Studiren; so wird euch der Müssiggang die härteste Züchtigung scheinen: legt euch das Gesetz auf gütig, umgänglich und sittsam zu seyn; so werden euch der Hochmuth, die ungestümen Begegnungen und die Gewaltthätigkeiten ein Entsetzen verursachen. Wenn ihr einmal von den Vorrechten der Tugend überführt seyd, sollet ihr an nichts mehr verzweifeln, es wird euch alsdenn nichts als der Entschluß fehlen, euch ein wenig Zwang anzuthun. Das Schlimmste aber ist, daß, wenn man zu der Ueberzeugung und ihr ähnlichen Entschließung gelangen will, man bereits halb tugendhaft seyn müsse.

Der Sieg der Kunst und der Philosophie ist also dieser; daß man das Temperament stufenweise verbessere, indem wir nie die Eigenschaften aus den Augen setzen, welche wir durch unabläßige Bearbeitung unsrer selbst, und durch eine lange Uebung erlangen sollen. Ausserdem sehe ich auch nicht, daß die Philoso-

phie große Dienste leisten könne; und ich muß bekennen, daß alle Vermahnungen und Tröstungen, welche tiefsinnige Köpfe so hoch erheben, mir äußerst verdächtig scheinen.

Ich glaube erwiesen zu haben, daß die äusserlichen Gegenstände an sich selbst weder der Liebe noch des Hasses, weder der Hochachtung noch der Verachtung würdig sind; und daß in Ansehung dessen, alles von der Gemüthsbeschaffenheit und der Richtung des Verstandes, der sie in Betrachtung ziehet, abhänget. Man kann sich also keiner richtigen Gründe bedienen, unsre Leidenschaft, gegen was es auch sey, zu vermehren oder zu vermindern. Wenn ihr ein Domitian seyd, werdet ihr weder in den Wäldern nach dem Wilde jagen, wie unser Wilhelm der rothe, noch wie Alexander Reiche erobern; ihr werdet lieber Fliegen todt schlagen; und wohl daran thun, weil es euch mehr Vergnügen machen wird.

Ob nun gleich die Leidenschaften den Werth aller Sachen bestimmen, so ist dabey doch zu bemerken, daß indem sie für oder wider einen Gegenstand zu Rathe gehen, ihre Entscheidung doch alle Umstände, von welchen dieser Gegenstand begleitet ist, in Erwägung ziehet. Der Mensch, dem der Besitz eines Edelsteins so lebhafte Entzückung verursacht, begnügt sich nicht allein an der Betrachtung des blendenden Strals dieses Steines, sondern der Begriff seiner Seltenheit erweckt die Bewegung, welche er empfindet. Hier eröffnet sich also eine

Laufbahn für den Philosophen; er sollte dergleichen Augenmerke hervorbringen, die ohne seine Anführung unsrer Achtsamkeit entwischen könnten; er sollte ferner hieraus die bequemsten Mittel, entweder unsre Leidenschaften zu stärken oder zu unterdrücken, zu ziehen wissen.

Aber besitzt auch die Philosophie wirklich dieses Vermögen? So wie es wenig vernünftig seyn würde ihr dieses Vermögen gänzlich abzusprechen, so wenig kann geleugnet werden, daß nicht starke Vermuthungen von dem Gegentheile da seyn sollten. Wenn die Endzwecke, welche die Philosophie sich vornimmt, sich natürlich darbieten, und von aller Welt begriffen werden könnten, so könnte man, wird man sagen, ihrer Hülfe entbehren; und wenn es wenig natürliche und schwer zu begreifende Betrachtungen sind, so werden sie auch von keinem sonderlichen Nutzen seyn. Die Kunst und der Fleiß vermögen über unsre Leidenschaften nichts. Ein Gedanke, den wir durch gewaltige Anstrengung des Verstandes zum Vorschein bringen, und mit vieler Mühe im Gedächtniß behalten, wird niemals etwas wirken, das den Bewegungen gleich käme, welche die Natur aus dem Innersten unsrer Seele hervorbringet. Ist jemals durch die künstlichen Vernünfteleyen des Seneka und Epiktetus eine Leidenschaft erweckt oder erstickt worden? So lieb würde es mir seyn, wenn ein Liebhaber versuchte sich der Liebe zu entledigen, indem er seine Liebste durch ein Microscopium

betrachtete. Er würde in der That eine höckerichte Haut und unförmliche Gesichtszüge dadurch wahrnehmen; die Erinnerung ihrer natürlichen Bildung aber würde doch allezeit stärker seyn. Die philosophischen Betrachtungen sind zu weit hergeholt und zu abgezogen, als daß sie auf unsre Sitten Einfluß haben, und unsre Neigungen ausrotten sollten. Die Philosophie, die solche große Wirkungen hervorbringet, hat ihren Sitz über den Dunstkrais genommen; und uns entgeht in einer so dünnen Luft der Athem.

Noch ein großer Fehler dieser gekünstelten Lehrsätze der Philosophen ist es, daß sie niemals unsre lasterhaften Leidenschaften ausrotten können, ohne zu gleicher Zeit eben die Wirkungen in unsrer Gesinnung zur Tugend zu veranlassen, und ohne unsre Seelen in eine unempfindliche Gleichgültigkeit zu stürzen. Dieses rührt von der zu großen Allgemeinheit dieser moralischen Sätze her: sie erstrecken sich auf alles: sie gehen alle unsre Leidenschaften zugleich an: vergebens würde man sie nach einer einigen Seite zu lenken suchen; wenn man sie durch heftiges Nachdenken gefaßt und sie auf einen einzigen Gegenstand gerichtet zu haben glaubt, so verfladdern sie, so zu sagen, auf allen Seiten, und lassen uns in einer gänzlichen Fühllosigkeit. Zerschneidet eure Nerven, ihr werdet keinen Schmerz fühlen: werdet ihr aber auch Vergnügen empfinden können?

Um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen,

dürfen wir nur einen Blick auf die berühmtesten moralischen Sätze der alten und neuen Philosophie werfen. Niemals, sagt ein Weiser *) zu mir, muß Ungerechtigkeit oder gewaltsames Verfahren der Menschen die Ruhe deines Gemüths so weit stören, daß es dadurch zum Zorn oder zur Rache gereizet würde. Wenn der Affe boshaft und der Tyger grausam ist; wirst du dich deswegen entrüsten? Dieser Gedanke ist nur dazu gut, daß er mir eine üble Meynung von dem ganzen menschlichen Geschlechte beybringet, und in mir alle Liebe zur Gesellschaft vertilget; ohne zu rechnen, daß ich gar bald die Gewissensbisse erstickt haben würde, wenn ich glauben könnte, daß das Laster mir eben so natürlich wäre, als den wilden Thieren ihr Naturtrieb.

Alles Uebel entspringt aus der Ordnung der Sachen, welche die Vollkommenheit des Ganzen ausmacht. Wolltet ihr daß eures besondern Vortheils wegen diese göttliche Ordnung aufgehoben würde? Ich sage euch aber, daß das Unglück was ich leide von der Bosheit und Verfolgung der Menschen herkömmt. Sehr wohl! ich antworte aber, daß die Laster und menschlichen Unvollkommenheiten einen Theil dieser höchst vollkommenen Ordnung ausmachen:

 Wenn

*) Plutarchus de ira cohibenda.

Wenn Sturm und Plagen nicht der
Absicht Gottes wehren,
Soll sie ein Borgia, ein Catilina
stören? *)

Es mag seyn. Meine Laster und mein Mißvergnügen werden auch ein Theil dieser Ordnung seyn.

Einer sagte, daß wenn man glücklich seyn wolle, man sich über alle Meynungen hinwegsetzen müsse: Das Glück ist alsdenn nur, antwortete ein Spartaner, für Diebe und Strassenräuber gemacht **). Der Mensch ist zum Elende gebohren; und er verwundert sich doch, daß ihn Unglücksfälle treffen! Ein jeder Unstern presset ihm Beschwerden und Klagen aus. Füget hinzu, daß er große Ursache sich darüber zu beklagen habe, daß er zum Elende gebohren sey. Ist dies nicht ein bewundernswürdiger Trost? Ihr wollet mir ein Uebel heilen, und ihr gebet mir dagegen tausend Uebel.

Haltet eurem Geiste beständig alles das vor, was den Menschen Widriges begegnen kann, den Tod, die Krankheit, die Armuth, den Verlust des Gesichts, die Verbannung, die Verläumdung und Beschimpfung. Ihr werdet das Unglück desto leichter ertragen, je mehr ihr euch darauf gefaßt

*) Pope's Essay on Man.

**) Plutarch. Lacon. Apophteg.

faßt gemacht habt. Ich antwortete hierauf, daß, wenn ich mich auf allgemeine Betrachtungen einschränke, die mir die Gegenstände in der Entfernung vorstellen, diese Betrachtungen mir zu keinem Verwahrungsmittel dienen können: daß, wenn ich mich Gegentheils ihnen auf die Art überlasse, daß ich ganz davon durchdrungen werde, sie alle mein Vergnügen vergiften werden; die Erwartung eines zukünftigen Uebels ist also ein schon gegenwärtiges Unglück.

Euer Gram ist überflüßig; er kann doch das Verhängniß der Vorsehung nicht verändern. Ja leider! Dieses ist mehr als zu wahr; und hinfolglich eben das was mir Gram verursacht.

Cicero giebt uns in seinen Tusculanis eine lustige Art sich wegen der Taubheit zu trösten. Er sagt: **Wie viele Sprachen giebt es, die ihr nicht verstehet? Ihr verstehet weder das Punische, noch das Spanische, Französische, Egyptische rc. rc. ihr seyd in Ansehung aller dieser Sprachen so gut als taub; und ihr beunruhigt euch darüber keinesweges. Worinnen bestehet also das große Uebel, daß ihr für eine Sprache mehr taub seyd.**

Besser gefällt mir die Antwort des Antipater von Cyrene, den einige Weiber wegen seiner Blindheit beklagten; **wie, sagte er, wisset ihr nicht, daß man auch im Finstern Vergnügen empfinden kann.**

Das

Das wahre Lehrgebäude der Sternkunde ist, nach dem Herrn von Fontenelle, das allerdienlichste Mittel, den Ehrgeiz zu heilen, und die Begierde, Eroberungen zu machen, zu dämpfen. Denn was ist die ganze Erde in Vergleichung der erstaunlichen Größe des Weltgebäudes? Diese Betrachtung ist offenbarlich zu weit hergeholt, als daß sie wozu nützlich seyn könnte; und wenn sie es auch seyn könnte, würde sie nicht weniger den Patriotismus aufheben, als den Ehrgeiz unterdrücken. Dieser reizende Schriftsteller setzet noch und mit mehrerm Grunde: daß schöne Augen allezeit ihren Werth behalten, trotz allen Welten, daß sie sich aus allem zu helfen wissen, und daß kein System ihnen Schaden thun könne. Daraus würde folgen, daß wir es bey ihnen mit unsrer Leidenschaft bewenden lassen sollen. Wäre dieses aber wohl der Rath eines Philosophen?

Die Verweisung ist kein Uebel, sagt Plutarch zu einem Verbannten von seinen Freunden. Die Erdmässer lehren uns, daß die ganze Erde, wenn sie mit dem Himmel verglichen wird, nur ein Punkt sey: Eine Gegend verlassen, ist fast eben so viel als gienge man aus einer Straße in die andre. Der Mensch ist nicht wie die Pflanzen an ein Stückgen Erde gebunden; er kann unter einer andern Sonne und in einem andern Erdstriche leben. Diese loci communes sind von vortrefflichen Nutzen für Verbannte;

was

was würden sie aber für Wirkung haben, wenn sie einem Manne, der das Ruder des Staats führte, gefielen? Ich würde befürchten, sie möchten in ihm alle Liebe zum Vaterlande ersticken. Oder sind dieses ähnliche Arzeneyen der Marktschreyer, die gleich gut für die Harnstrenge und den Harnfluß sind?

Wir wollen annehmen, daß ein höheres Wesen mit einem Körper umgeben würde, der unserm gleich wäre, und daß dasselbe hier unten gestellt würde; das menschliche Leben würde ihm sicherlich eine sehr kleine und läppische Sache scheinen: es würde sich kaum entschliessen können um sich herum zu sehen: und es würde ohne Zweifel noch schwerer zu bewegen seyn, die Rolle des Philippus mit Aufmerksamkeit zu spielen, als den Philippus dahin zu bringen, daß er nach funfzigjähriger Regierung und Eroberungen sich mit den edlen Beschäfftigungen eines Schusters auf eine anständige Art abgeben sollte; eine Beschäfftigung womit ihn Lucianus in der Hölle belegt. Alle Verachtung dieses Lebens, welche wir uns in diesem eingebildeten Wesen vorstellen können, erhält oft bey dem Philosophen ihre Wirklichkeit; dieser Zustand ist aber zu wenig natürlich, als daß daher für seinen Geist eine beständige Gelassenheit erfolgen sollte; und überhaupt hat er keine Erfahrung von einem bessern Leben. Er siehet also wohl die Eitelkeit der menschlichen Sachen; er empfindet sie aber nicht: er ist weise, und seine Betrachtungen

sind

sind erhaben, bey allen Gelegenheiten wo sie nicht nöthig sind, das ist, so lange als er keine Leidenschaften zu bestreiten hat. So lange er sich damit begnügt andre spielen zu sehen, verwundert er sich über ihre Dreustigkeit und Hitze; kaum aber hat er sich selbst ins Spiel begeben, so erblickt man an ihm eben die Hitze und Gebärden, welche er als Zuschauer tadelte.

Die Bücher der Philosophen tragen uns zwey Arten von Betrachtungen vor, welche den Schein haben große Wirkungen hervorbringen zu können, um so viel mehr, da sie aus dem gemeinen Leben genommen sind, und sie ein jeglicher Mensch auszuüben im Stande ist. Wenn wir aber gleich anfänglich an die Kürze und die Ungewißheit unsrer Lebenstage denken; ist es denn wohl der Mühe werth, daß man sich um glücklich zu werden so quäle? Ich erlaube es, daß wir uns mit weitläuftigen Entwürfen abgeben, daß wir der Nachkommenschaft zum Besten großmüthige Anschläge einrichten; sind diese Entwürfe und Anschläge nicht ebenfalls noch sehr eitele Sachen, wenn wir an die Veränderungen denken, denen die Fläche der Erde unaufhörlich ausgesetzt ist? Die Gesetze, die Wissenschaften, die Bücher und die Reiche, alles ist der Zeit unterworfen: durch diesen reißenden Strom fortgerissen, wird alles in das unergründliche Meer der Materie versenkt. Ein Gedanke der unsre Leidenschaften zu dämpfen vermag; und der dennoch den Absichten der Natur der es gefällt

uns in dieser glücklichen Verblendung, daß das Leben eine Sache von Wichtigkeit sey, einzuwiegen, sehr zuwider ist. Ein Gedanke der annoch gefährlich ist, wegen des Mißbrauchs den die Gönner des wollüstigen Lebens sich zu Nutz machen könnten, uns von dem Wege der Tugend abzuleiten, uns die Arbeit zu verekeln, und uns durch die blühenden Labyrinthe des Vergnügens und der Weichlichkeit irre zu führen.

Man lieset bey dem Thucydides, daß zur Zeit der berüchtigten Pest in Athen, eben da der Tod seine grausamsten Streifereyen ausübte, und den letzten ihrer Bewohner hinzuraffen drohete, eine lüderliche Freude alle Gemüther eingenommen habe, und daß man sich wechselsweise einander ermahnt habe des Lebens zu genießen, so lange als dasselbe dauern würde. Bocaz erzählet ein Gleiches bey Gelegenheit der Pest zu Florenz. Aus einem ähnlichen Grundsatze überläßt zu Kriegszeiten der Soldate sich der übermäßigsten Verschwendung und Lüderlichkeit. Das gegenwärtige Vergnügen ist stets von großem Werthe; und das was den Werth einer jeden andern Sache vermindert, vermehret nur den seinigen.

Die zweyte Betrachtung von der ich reden wollte, ist aus der Vergleichung unsers Zustandes mit dem Zustande eines andern genommen: es vergehet kein Tag da wir sie nicht anstellen; aber allezeit auf eine verkehrte Weise: wir vergleichen uns lieber mit denen die über

als

als unter uns sind. Der Philosoph kann sich vor dieser Schwachheit hüten: und je mehr er seine Blicke, anstatt sie über sich zu richten, unterwärts kehren wird, je bequemer wird er sich in dem Zustande, darein ihn das Glück gesetzt hat, befinden. Es giebt wenig Personen, denen diese Quelle des Trostes nicht offen stünde. Wir wollen aber auch gestehen, daß der Anblick des menschlichen Elendes ein trauriges Hülfsmittel für empfindende Herzen sey. So unvollkommen aber sind die besten Hülfsmittel, welche die Philosophie uns zu liefern im Stande ist. *)

Ich

*) Es könnte wohl seyn, daß der Skeptiker Unrecht hätte, wenn er die philosophischen Trostgründe bis auf diese zwo Betrachtungen einschränket. Es giebt noch andre, die sehr heilsam zu unsrer Beruhigung, und zur Besänftigung unsrer Leidenschaften sind: Die Philosophie ergreift sie, durchdenkt sie, wägt sie, erinnert an dieselben bey Gelegenheit, und macht sie uns geläufig: Diese Betrachtungen können denkenden, wohl gemachten und bescheidenen Gemüthern von großem Nutzen seyn. Aber ihre Kraft bedeutet nichts, werdet ihr mir sagen; wenn solche im voraus ein zu den Eigenschaften, welche sie uns beybringen sollten, bereits geneigtes Gemüth fordern. Es mag seyn; so werden sie uns doch wenigstens darzu dienen, in uns diese Neigung zu unterstützen, indem sie uns neue Erkenntnisse verschaffen, die zu eben dem Zwecke führen. Hier sind einige Proben:

1) Ein jeder Stand hat seine verborgene Uebel; beneidet also niemanden.

2) Ein

Ich will mit der letzten Anmerkung beschliessen. Ob es gleich ganz ohne allem Zweifel ist, daß die Erwählung der Tugend die vortheilhafteste Wahl unter allen sey, so darf man doch, wegen der Verwirrung, die in den menschlichen Dingen herrschet, hier unten niemals eine genaue Vertheilung des Guten und Bösen erwarten.

a) Ein jeder Stand hat hinwiederum bekannte Uebel; daß also in diesem Stücke alles gleich gut vertheilt worden ist. Seyd daher mit dem eurigen zufrieden.

3) Die Gewohnheit macht sowohl die angenehmen als unangenehmen Empfindungen stumpf: daß alles durch sie also gleich wird.

4) Die Gesundheit und ein aufgeräumtes Gemüth sind die einzigen wahren Güter. Suchet dieselben zu erhalten und verachtet alles übrige.

5) Ich genieße so viel gutes: warum sollte ich mich über etwas böses beschweren?

6) Wie viele giebt es nicht, die in meiner Stelle sich glücklich schätzen würden; und mich deswegen beneiden?

7) Wir kaufen alle unsre Güter, den Ueberfluß durch die Arbeit, und die Gunst durch Schmeicheley: und ich sollte verlangen glücklich zu werden, ohne meine Bequemlichkeit aufzuopfern?

8) Ihr müsset in diesem Leben keine zu große Glückseligkeit gewärtigen; die menschliche Natur ist ihrer nicht fähig.

9) Strebet nicht nach einer zu sehr verwickelten Glückseligkeit. Aber hängt dieses denn von mir ab? Ja, die erste Wahl ist in eurer Gewalt. Leben heißt so viel als spielen: ein jeder kann sich die Art des Spiels erwählen: der Gewinn oder Verlust folgen Stufenweise nach.

ten. Die Glücksgüter und körperlichen Vortheile, welche beyde von hohem Werthe sind, sind nicht allein unter Gute und Böse ungleich ausgetheilt worden; sondern der Verstand selbst ist, vermöge der Leidenschaften, die ihn in Bewegung setzen, gewissermaaßen dieser Unordnung unterworfen. Der beste Charakter wird nicht immer mit dem größten Glücke begleitet.

Alle

10) Genießet vorläufig vermittelst der Hoffnung und der Einbildungskraft der Erleichterungen, welche die Zeit früh oder spät auch wieder euer Unglück verschaffen wird.

11) Ich begehre reich zu seyn; warum? damit ich mir viele schöne Sachen anschaffen kann, Häuser, Gärten, Kutschen und Pferde rc. die Natur bietet mir aber allenthalben Sachen an, die weit schöner sind, und mir nichts kosten. Wenn ich nur sie zu genießen weis, werden sie mir hinreichend seyn: Wenn ich dieses aber nicht kann, so werde ich eben so wenig der Reichthümer zu genießen wissen.

12) Ich will meinen Namen unsterblich machen. Führe ich mich wohl auf, werden mich alle die mich kennen hochschätzen. Und was gehen mich andre an?

Diese sittlichen Anmerkungen sind so natürlich, daß man erstaunen muß, wie sie nicht aller Welt in die Sinne leuchten, so gründlich, daß man glauben sollte, sie müssen eine allgemeine Ueberzeugung wirken. Vielleicht sind die Menschen wirklich davon gerührt und überzeugt, wenn sie auch das menschliche Leben nur obenhin und mit einem ruhigen Blicke betrachten. Ein ganz anders ist es, wenn ein Zufall diese Stille unterbricht. Die Leidenschaften erhitzen sich, die Einbildungskraft

fängt

Alle Krankheiten des Körpers entstehen von der Unordnung eines seiner Theile; der Schmerz aber ist dieser Unordnung nicht allemal gleich; er nimmt zu oder ab, nach der stärkern oder schwächern Reizbarkeit des Theils, an welchem die bösen Säfte ihren Einfluß versuchen. Ein Zahnweh verursacht peinlichere Schmerzen, als die Schwind- und Wassersucht. Eben so ist es

fängt an zu arbeiten: wir werden durch Beyspiele angeführt oder durch mitgetheilten Rath angefrischet; in dergleichen Fällen ist der Philosoph weg: der Mensch nur ist übrig; alsdenn suchen wir die Ueberzeugung, die uns so vest und unbeweglich schien, vergeblich. Welches Mittel für diese Schwierigkeit? Versehet euch mit den vortrefflichsten moralischen Büchern, und leset solche: nehmet eure Zuflucht zu der Gelehrsamkeit des Plutarchs, zu dem Geiste des Lucians, zur Beredsamkeit des Cicero, zu der Munterkeit des Montaigne, und zu der Entzückung des Shaftesbury. Die Moral ihrer Schriften dringet in das Innerste des Herzens, und vertreibt die Bezauberungen der Leidenschaften. Verlasset euch inzwischen nicht allein auf diese Hülfe. Schaffet euch selbst durch Gewohnheit und Nachdenken das philosophische Temperament, welches unsre Gedanken stark macht, die unordentlichen Neigungen unterdrückt, und die Ruhe in unserm Gemüthe verbreitet, indem solches macht, daß ein grosser Theil unsers Glücks von keinen äusseren Sachen abhänget. Ich sage deswegen nicht, daß ihr alle Hülfe verachten sollet; sondern ich sage nur, daß ihr keine mit zu grosser Zuversicht ergreifen sollet, wo euch die gütige Natur nicht mit einem glücklichen Temperamente beschenkt haben sollte.

mit der innern Beschaffenheit des Menschen bewandt. Ein jedes Laster ist der Seele schädlich; allein die Natur hat die Unruhe und das Leiden, welche es verursacht, nicht stets nach gewissen Graden abgemässen: oft ist dieses Verhältniß gar nicht beobachtet; und wenn man auch auf die äußeren Zufälle nicht Acht haben wollte, würde man doch auf der andern Seite nicht sagen können, daß der tugendhafteste Mensch allezeit der glücklichste sey. Gewiß ist es, daß ein düsteres und melancholisches Gemüth ein Fehler ist; indessen ist dasselbe doch einer lebhaften Empfindung der Ehre und der strengsten Redlichkeit nicht zuwider. Diese Gemüthsneigung ist im Stande unsre Tage zu vergällen, und uns sehr unglücklich zu machen; indessen verhindert dieses nicht, daß solche nicht bey dem schätzbarsten Menschen angetroffen werden sollte. Sehen wir nicht oft auf einer andern Seite, daß eine niedrige Seele, ein schändlich eigennütziger Mensch, ein lustiges Gemüth, einen heitern Geist, und eine gewisse Freudigkeit des Herzens besitze? Man kann nicht läugnen, daß dieses gute Eigenschaften sind; werden sie aber nicht auch über ihr Verdienst belohnt? und da sie mit einem glücklichen Zustande verknüpft sind, halten sie ihn nicht überflüßig schadlos wegen des Kummers und der Gewissensangst, welche ihm das Laster zuwege bringen kann.

Ich sage noch mehr: es trifft sich sehr oft, daß ein Mensch, der gewissen Fehlern unterworfen

sen ist, noch um so viel mehr zu beklagen ist, als der noch gute Eigenschaften besitzet; und daß es auf diese Art besser vor ihn sey, wenn er ganz lasterhaft wäre. Ihr habt ein schwaches Temperament, welches unter der geringsten Widerwärtigkeit den Muth sinken lässet: nächstdem ist eure Seele großmüthig, welche an dem Vortheile eurer Freunde lebhaft Theil nimmt: Hierdurch wird euer Unglück um so viel größer; und ihr seyd dem grausamen Spiele des Glücks um so mehr ausgesetzt. Die Schaam ist ganz gewiß eine Tugend; giebt sie euch aber nicht Anlaß zu tausend Verdrießlichkeiten und Mißvergnügen, von denen euch die Schaamlosigkeit befreyt haben würde? Eine zur Liebe äusserst aufgelegte Beschaffenheit des Leibes, neben einem zur Freundschaft unfähigem Herze, ist ein weit größeres Gut, als es die nämliche Beschaffenheit bey einer schönen Seele seyn würde. Diese schönen und edlen Gesinnungen, diese großmüthigen Bewegungen in einem Menschen der da liebt, dienen zu nichts, als daß sie aus ihm einen unter den Befehlen seiner Liebste kriechenden Sklaven machen.

Kurz, das menschliche Leben ist denen Eigensinnigkeiten des Glücks weit mehr unterworfen, als den Regeln der gesunden Vernunft: unsre Gemütsart entscheidet alles: die allgemeinen Grundsätze tragen nichts, oder doch wenig dazu bey; und man muß dasselbe mehr als eine Thorheit oder Spielwerk, als eine ernsthafte Sache ansehen. Ueberhäufen wir das Leben

mit Kummer und Unruhe, so ist es nicht der Mühe werth? Führen wir dasselbe schläfrig und gleichgültig, so verlieren wir dabey alles Vergnügen. Indem wir aber darüber vernünfteln; siehe, so ist solches verstrichen: der Tod kommt, und man bewillkomme ihn gleich wie man will, so setzt er doch den Narren und den Philosophen in gleiche Klasse. Wollte man das Leben unter Gesetze und gewisse Ordnungen zwingen, würde man sich nur mit einer sauern und oft eiteln Arbeit beladen. Mit einem Wort, würde man nicht um eine Kleinigkeit zu viel Aufhebens machen? Fallen aber diejenigen nicht in eben diesen Fehler, die sich in den Grübeleyen über diese Sache vertiefen, und sich so viele Mühe geben, um deutliche Begriffe davon zu bekommen? Hierauf werden sie zu ihrer Entschuldigung sagen, daß die vergnügteste Anwendung des Lebens darinnen bestünde, wenn man aus demselben einen Gegenstand des Nachdenkens machte.

Apulejus
Discurs
über das Mittel
glücklich zu seyn

begleitet

mit den Anmerkungen

des

Hrn. Professors Formey.

Aus dem Französischen.

Vorbericht.

Der Apulejus, dessen Discurs man gegenwärtig lesen wird, ist nicht der alte platonische Philosoph dieses Namens; es ist sein Schatten, den man neulich in einer erdichteten Reise nach dem Sternenhimmel aufgeführt hat, und welche einen Theil des Werks, Bigarrures philosophiques betitelt, ausmacht, von welchem der funfzehnte meiner Briefe über den Zustand der Wissenschaften und der Sitten handelt. Ich habe dieses Stück wichtig genug gehalten, um es aus diesem Werke herauszunehmen und meine Anmerkungen darüber hinzuzufügen. Man merket wohl, daß eine Spötterey diesem Discurse zum Grunde dienet; diese Spötterey ist aber doch zweydeutig, und das Vorhaben des Verfassers leuchtet daraus zur Gnüge hervor, daß er alle vesten Gründe, auf welche die Menschen das Gebäude ihres Glücks zu errichten hoffen könnten, umstoßen will, damit er dagegen die allerseichtesten an deren Stelle setzen

möge; woraus stillschweigend der Schluß gefolgert werden kann, der Mensch sey nicht zum Glück gemacht. Da ich nun Gelegenheit gehabt, seit langer Zeit dieser Sache nachzudenken, und ohne Unterlaß meinen Verstand damit beschäfftige, habe ich geglaubt, man werde mir sowohl als dem falschen Apulejus eben die Aufmerksamkeit widmen, und seine und meine Gründe genau prüfen. Die Art, meine Gedanken hierüber anzubringen, hat mich einige Augenblicke unschlüßig gemacht. Ich wollte zu Ende der Seiten die Noten anbringen; viele Leute lieben solche aber nicht: wiederum meynte ich gespaltene Columnen anzubringen; es scheint mir aber, daß diese dem Gesichte und der Aufmerksamkeit schädlich sind, bis ich endlich mich dazu entschloß, meine Anmerkungen mit zwey Haken eingeschlossenen Absätzen zwischen den Text zu schieben. Durch dieses Mittel kann man sie leichtlich unterscheiden, so gleich den Discurs nach einander weg durchlesen, und hernach anfangen, ihn mit Gegenhaltung meiner Anmerkungen durchzugehen; alles dieses, ohne durch die Verschiedenheit des Drucks, oder durch die entgegengesetzten Columnen ermüdet zu werden.

Discurs

Discurs über das Mittel glücklich zu werden.

Das Glück ist der Endzweck aller Arbeiten der Menschen, und aller ihrer Wünsche. Der eine sucht es in der Aufhäufung von Reichthümern, der andre darinn, daß er die, welche er besitzt, verschwendet: dieser hier, glaubt sie in den Würden zu finden, und bemühet sich die ersten Stellen in der Gesellschaft zu bekleiden; jener verlässet solche, weil er sich einbildet, dasselbe nur unter dem großen Haufen zu finden: ein andrer misset sein Glück nach seinem Ruhme ab, und noch ein andrer glaubt nur glücklich zu seyn, in so fern er unbekannt ist. Selbst derjenige, welcher die Vergnügungen fliehet, suchet die Glückseligkeit, und ich weis nicht, ob der, der sich tödtet, solche nicht auch zu seiner Absicht hat.

[Es sind in Betrachtung des letztern Punktes so wenig als bey den vorhergehenden Zweifel übrig. Der Mensch strebt von Natur, und auf das unwidertreiblichste nach dem Glücke. Alles Tappen darnach, was hier beschrieben wird, bestehet in so vielen Bemühungen, zu welchen ihn die Natur antreibet, um ihn zu dem

dem Zwecke zu leiten, zu dem sie ihn bestimmt hat. Nie wird die Seele ein Uebel wählen, es wäre denn, daß sie solches vor etwas Gutes hielte, oder in Vergleichung mit einem größern Uebel, wenigstens in soferne sie glaubt, daß sie davon befreyet werden könne. Und dieses ist besonders der Fall des Selbstmordes. Man könnte sagen, daß wenn diejenigen, welche sich selbst tödten, die Lehre der Vernichtung als wahr annehmen, sie nicht eigentlich die Glückseligkeit, sondern das Ende ihres Elendes suchten. Ist dies aber nicht eine Glückseligkeit, wenn man nicht mehr leidet? Welches Vergnügen empfindet nicht ein Kranker, wenn ihm in der Heftigkeit seiner bittersten Schmerzen eine oder zwo Stunden Schlaf gegönnet werden, während welchen er nicht die geringste Empfindung weder von seinen Uebeln noch von seinem Daseyn hat.]

Das Glück entspringet, nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur, aus einer Mischung, in welcher das Vergnügen das Leiden übertrifft. Aber welches ist ihre Quelle? Diese hat man noch nicht ausfindig machen können. Was mir schmeichelt, verdrüßt den andern, und was dem einen Vergnügen ist, wird dem andern zum Leiden.

[So wird man niemals einen deutlichen und bestimmten Begriff von der Glückseligkeit erlangen, wenn man diesem Wege folget, und nur den Geschmack oder vielmehr den Eigensinn der Menschen um Rath fraget. Es würde eben so

viel

viel seyn, als wenn man Unsinnigen auftrüge, Beweise zu führen, und die verwickeltesten Theorien auseinander zu setzen. Nur eine aufgeklärte, gesunde und gelassene Vernunft, kann sich richtige Begriffe von dem Wahren und Guten machen. Diese Beschreibung des Glücks, welche man uns hier giebt, ist schon nicht wesentlich genug, indem man dasselbe in einem so unordentlichen Begriffe, als es die Mischung ist, in welcher das Vergnügen das Leiden übersteiget, bestehen lässet. Das wahre Glück bestehet in dem Zustande eines denkenden Geschöpfs, welches erkennet, daß es beständig an Vollkommenheit zunimmt. Diese Erkenntniß erfüllet dasselbe mit einer lautern und unwandelbaren Zufriedenheit. Ich gebe zu, daß diese Zufriedenheit nicht für dem Elende des Lebens schütze; sie ist aber das kräftigste Mittel wider dasselbe. Die andern Vergnügungen können zerstreuen, nach dieser Zerstreuung empfindet man aber auch die Uebel desto lebhafter.]

Wir wollen es sagen, und es nie vergessen, daß das Wesen der Dinge nicht unser Glück mache, sondern die Art, mit der wir sie betrachten. Der Philosoph findet in der Einsamkeit Reize, wovon der Begriff allein den Weltmann abschrecket. Wie viele haben nicht die Armuth, den Schrecken und Abscheu des menschlichen Geschlechts, dem Ueberflusse vorgezogen? Wie viele haben sie von freyen Stücken erwählt? Was ist der Hunger, der Durst, das Wachen, die Beschwerlichkeiten, ja der Tod selbst, in den

Augen

Augen eines nach Ehre geizenden Menschens? Nichts, noch weniger als nichts. Aber welche Bitterkeit für ihn, wenn er das geringste nachtheilige Gerücht hört? Was ist aber ein Gerücht von dieser Art in den Augen eines Mannes, der die Sachen zu schätzen weis?

Wir wollen es sagen, und nie aus der Acht lassen: daß nicht die Art, wie man die Dinge betrachtet, sondern ihr Wesen unser Glück mache. Ich weis gar wohl, daß man in dem Raume einer kürzern oder längern Zeit sich in dem Genusse eines Gegenstandes, dem man einen Werth beylegt, den er nicht wirklich hat, sich glücklich schätzen könne. Ich will so gar nicht läugnen, daß der Zustand, in welchem man sich alsdenn befindet, nicht fast dem Zustande des Menschen gleich wäre, der eines wirklichen Gutes geniesset. Ich sage aber nichts destoweniger nur fast, weil der letzte über den ersten einen beträchtlichern Vorzug hat, der darinnen bestehet, daß er den Gegenstand seines Genußes genau kennet, und darauf die Gewißheit seines Glücks gründet. Wenn ich nun auch zugäbe, daß diese zwey Zustände eine Zeitlang einander gleich wären, würde deswegen das Glück nur ein Traum, ein Blendwerk, ein Rausch, oder Aberwitz seyn? Ich erkenne es an diesen Zügen nicht; und ich gebe kein andres Glück zu, als das, welches zugleich beständig und zunehmend ist. Der rechtschaffene Mann genießt es, und kann es allein genießen; weil die Widerwärtigkeiten, anstatt ihm in dem Fortgange zu seiner Vollkom-

menheit hinderlich zu seyn, vielmehr und wirksamer dazu beytragen, als die günstigen Stellen des Lebens. Diejenigen, die noch nicht wissen, ob das Glück in dem Umgange der Welt oder in der Einsamkeit, in den Reichthümern oder in der Armuth, in der Befolgung des Weges zur Ehre, und daritnne zu suchen sey, wenn man in der Dunkelheit versteckt bleibt, diejenigen, sage ich, die in dieser Untersuchung nicht weiter gekommen seyn, kennen die ersten Gründe der Wissenschaft des Glücks nicht einmal. Man ist in allen Umständen glücklich, so bald man dabey seine Pflicht beobachtet, und unaufhörlich sich bestrebt, besser zu werden.]

Weil unsre Art die Gegenstände zu betrachten, die Folgen entscheidet, und daraus Leiden oder Vergnügen zuwege bringet; so würde man den Grund des Glücks finden, wenn man eine Art zu denken fände, welche von diesen Folgen mehr Vergnügen, oder so wenige als mögliche Leiden wirkte. Unglücklicher Weise glaubt ein jeder diese Art zu denken zu besitzen, und ergreift an deren Stelle seinen Lieblingsaffect. Ein Mensch von natürlicher Fähigkeit wünscht sich Wissenschaften, und glaubt, daß er sich das wahre Glück wünsche. Der Wollüstige wundert sich, daß er es in der Weichlichkeit, in die er sich gestürzt hat, nicht findet; und der Geizige, der es vergeblich ruft, siehet mit Erstaunen seine Unruhen und Begierden mit seinen Schätzen zunehmen. Wie wenig verstehen sich die Menschen, wenn sie ihr Glück machen wollen! Ohne uns bey der Anzeige

der

der falschen Wege, die sie irre führen, aufzuhalten, wollen wir den wahren Weg betreten.

[Unsre Art die Gegenstände zu betrachten entscheidet ihre Wirklichkeit und ihren Werth mit nichten. Der Grund, welcher diesem behaupteten Satze zuwider ist, ist falsch, und alle daraus geleiteten Folgerungen werden nicht minder falsch seyn. Allein Apulejus siehet es selbst ein: er fängt an sachte zu gehen, nachzugeben, und zu erkennen, daß die Menschen ihr Wohlseyn zu befördern sich schlecht verstehen; welches nur von dem tollen Vorurtheile herrühret, nach welchem sie eine Zeitlang hartnäckig behaupten, daß die Gegenstände das sind, was sie ihnen scheinen, oder auch, daß sie ihnen Eigenschaften andichten, die ihnen fehlen. Nun sind wir mit unserm philosophischen Redner über die gewöhnlichen Irrungen der Menschen in der Bestrebung nach dem Glücke so ziemlich einig. Er verspricht uns aber einen sichrern Weg zu weisen; und das verdient wenigstens, daß man ihn höre. Hier bekommt sein Discours einen betrüglichen Schwung, dessen auf Schrauben gestellte Schlüsse zu entdecken uns doch so schwer nicht werden soll.]

Es giebt eine lebhafte, angebohrne und allgemeine Empfindung, welche sich über alle Gegenstände verbreitet und sie verschönert, über alle unsre Handlungen und sie mit Verdienste erfüllet, über alles Gute und macht solches fühlbarer, und über alles Böses welches sie mildert.

dert. Diese Empfindung ist also der Ursprung, welchen wir suchen, der Keim, den wir fruchttragend machen müssen, der Ursprung des Glücks. Soll ich es sagen; diese Empfindung ist die Eitelkeit.

[Es giebt eine kostbare, lautere und so seltene Empfindung als das wahre Glück ist, weil sie dessen einzige und nicht verseigende Quelle ist. Dies ist die innere Beypflichtung welche man empfindet, wenn man an seiner Verbesserung arbeitet und sich vergewissert, daß man darinnen beständig zunimmt. Ich werde mir kein Bedenken machen diesen Begriff zu wiederholen und einzuprägen, weil derselbe das einzige ist, was man dem Schatten des Glücks als was Wirkliches entgegen setzen kann. Wollte man dagegen die Eitelkeit als einen Grund vestsetzen, so würde man nur den Schatten für den Körper annehmen. Sie ist einem Rausche gleich, der zwar einige Zeit betäubt, diese Betäubung aber ist kein Glück: und ausserdem von keiner beständigen Dauer. Früh oder spät hat dieses Blendwerk das Schicksal aller andern; es verschwindet; der eitele Mensch erkennet sein Nichts, seine Schande, sein Elend, und er wird so viel stärker von der Last seiner Uebel gedrückt, je länger er sie nicht gekannt hat.]

Erkennet ihren Werth durch die weise Sparsamkeit, mit welcher die Natur sie auszutheilen pflegt. Es ist ihr kostbarster Schatz, und diese zärtliche Mutter vertheilt ihn unter das

ganze menschliche Geschlecht, aber nach Maaß und Gewicht.

Mit der einen Hand spendet sie die wesentlichen Eigenschaften aus, mit der andern die Eitelkeit; und je verschwenderischer sie auf der einen Seite ist, je sparsamer führt sie sich auf der andern Seite auf. Hat man zum Exempel jemals viele Eitelkeit mit vieler Fähigkeit verbunden gesehen; und trifft man Gegentheils nicht alle Tage eine Eitelkeit ohne Schranken mit einem sehr geringen Maaße von gesundem Verstande an?

[Was soll man von diesem Geschwätze und zu diesen Widersprüchen sagen? Die Natur theilet die Eitelkeit mit großer Sparsamkeit mit; und dennoch findet man alle Tage eine gränzenlose Eitelkeit. Wen denkt man denn zu betrügen, indem man auf solche Weise unvernünftig plaudert? Ist die Eitelkeit was seltenes oder gemeines? Entscheidet; und alsdenn wollen wir sehen, wozu solche gut sey.]

Die Kinder können keine große Leidenschaften haben; sie sind noch keiner Last der Leiden ausgesetzt; sie haben also noch keiner künftigen Stütze nöthig; und viel Eitelkeit würde für sie ein unbrauchbares Hülfsmittel seyn. Auch hat die Natur ihnen nur wenig gegeben; sie vermehrt sie aber nach Maßgebung der Fortschreitung im Alter, und überhäuft sie damit, so bald sie bis zum Alter gekommen sind. Das Leben würde für viele Alte eine beschwerliche Last seyn, wenn die Eitelkeit sie ihnen nicht

tragen

tragen hülfe; sie thut aber noch mehr, sie macht ihnen diese Last angenehm. Ein großer Mann hat gesagt: die Eiteikeit sey eine Krankheit des Geistes, welche uns gleich in der Wiege besiehle, sich mit dem Alter vermehrte und in dem Alter selbst zu ihrer eigentlichen Größe gelangte; dieser große Mann hat unrecht; sie ist keine Krankheit; sondern vielmehr eine Arzeney, die von Jahr zu Jahr wirksamer wird, weil die Uebel welche sie heilen soll, immer mehr Ueberhand nehmen.

[Die Kinder sind Menschen: und die Menschen sind Kinder. Der Saame aller Leidenschaften ist in den Kindern anzutreffen, die nicht blöde gebohren werden; er entwickelt sich in ihnen auf eine merkliche Art. Wenn die Menschen die Stärke des Geistes und des Körpers, die ihrer Natur zukommen, erreicht haben, so führen sie sich ihrer Seits ebenfalls wie die Kinder auf, wenigstens so lange als sie die Leidenschaft zu ihrem Führer erwählen, und mit dem einzigen Unterschiede, daß sie andre Gegenstände zu ihrem Ziele haben. Es giebt für alle Alter Spielwerke. Aber was trägt alles dieses zur Lehre vom Glück bey? Findet man dasselbe mitten unter dem Geräusche und unter der Unordnung? Apulejus wird seine Pflicht erfüllen und es beweisen. Sein Eingang schloß sich hier, und nun wird er zur Abhandlung selbst schreiten.]

Wir wollen die Absichten der Natur ergründen; sie umständlich beschreiben, und zeigen

daß die Eitelkeit wirklich nicht allein das besondre Gut, sondern das allgemeine Beste ausmache.

I.

Was sind die Reichthümer? Mittel unsre Nothdurft zu befriedigen. Diese Bedürfnisse sind entweder wirkliche, oder eingebildete. Der wirklichen sind nur eine geringe Zahl; es ist leicht diese kleinen leeren Räume auszufüllen, die Natur hat reichlich dafür gesorgt; alle Menschen sind also reich. Die eingebildeten Bedürfnisse sind unzählig, so wie die Einbildungskraft ohne Schranken ist: ein jeder bildet sich welche nach seinem Stande, Range und Gemüthe: oder vielmehr nach Anleitung seiner Vorurtheile; wo sind nun die Reichthümer, welche zureichend seyn würden? alle Menschen sind arm.

Die Leute deren hoher Stand uns blendet, empfinden ihren Zustand kaum: ihre Augen die beständig des Glanzes vom Purpur, der sie umgiebt, gewohnt sind, werden gar bald nicht mehr davon gerührt. Ein Fürst betrachtet die Größe seiner Staaten mit eben dem Auge, wie ein Bauer sein Erbgut ansiehet. Der eine wird nicht lebhafter dadurch gerührt als der andre. Wenn ein jeder von ihnen mit dem zufrieden ist, was er besieget, so wird ihre Ruhe gleich groß und von gleichem Werthe seyn. Wenn alle beyde finden, daß sie nicht genug haben, so wird der Fürst seine begierigen Blicke über seine Gränzen schicken;

der

der Bauer aber die seinigen nach dem Felde des Nachbars richten; ihre Sorgen, Unruhen und Leiden haben einerley Ursprung, und sind von gleicher Natur.

In Ansehung des Glücks ist es also von gleicher Wichtigkeit, ob man in einer Bauerhütte oder in einem Schlosse, zum Zepter oder zum Schäferstocke gebohren wird. Weder das Maaß der Reichthümer noch der Würden macht unsre Beruhigung; sondern wenn man seiner Begierde das Ziel zu setzen weis.

Mit seinem großen oder kleinen Glück zufrieden seyn, ohne Stolz in einem erhabenenen oder nidrigen Stande leben, sich auf das was man ist einschränken, und nichts weiteres begehren; dadurch wird man nicht unglücklich: man wird aber auch nicht glücklich; denn das Nichtdaseyn des Uebels macht kein gegründetes Gut aus. Lebt und stirbt man denn also, so verlässet man das Spiel ohne Verlust und ohne Gewinn.

So bald man aber in dem Besitze der Reichthümer oder in deren Verachtung, in den hohen Würden zu den man erhoben wird, oder in der Erniedrigung, in welcher man als Philosoph lebet, in den Lobeserhebungen die man uns giebt, oder in der wenigen Gerechtigkeit, welche man von je her dem Verdienste hat wiederfahren lassen, eine Ehre suchet; alsdenn hat man eine lebhafte und anhaltende Empfindung von seinem Glück: erst alsdenn ist man glücklich.

[Man hat sich die Geduld nehmen müssen diese ganze gekünstelte Rede zu Ende zu lesen, um die vollkommene Nichtigkeit der Folgerung, auf welche solche hinaus will, zu entdecken. Der eigentliche Werth der ganzen Weitläuftigkeit ist der: die Menschen können ihr Glück unmöglich in dem Genusse falscher Güter, an die sie sich gewöhnlicher Weise halten, finden; also werden sie es in der Eitelkeit, in einem noch elendern Gute, als es alle andre sind, antreffen. Ich aber sage: also werden sie es nur in dem alleinigen wesentlichen Gute, in der innern Zufriedenheit finden.]

Derjenige, welcher zu den Menschen sagt: verlanget nichts und übet die Tugend, lehret ihnen das sicherste Mittel nicht unglücklich zu seyn; derjenige aber, welcher ihnen sagt: seyd eitel, und breitet eure Eitelkeit über alles, was euch umgiebt, aus: dieser allein lehret ihnen das Mittel glücklich zu seyn.

[Die wahre Art mit der man zu den Leuten reden sollte, würde folgende seyn: seyd begierig: die Begierde ist der Natur unsrer Seelen eigen: eure Begierden müssen aber die alleinigen wahren Güter zum Endzwecke haben; diese erlangt man aber nur durch die Ausübung der Tugend. Fliehet die Eitelkeit, welche, nachdem sie euch eine Zeitlang wird geblendet haben, euch unausbleiblich in das äusserste Verderben stürzen wird.]

Seneka versichert uns, daß der Grund der Glückseligkeit in dem Vertrauen auf uns selbst

bestünde. Ich glaube dem Seneka; allein warum redet er nicht frey heraus: was ist das Vertrauen auf sich selbst anders, als Eitelkeit? Dieser erhabene Stoiker weicht bisweilen erschrecklich ab; allein zuweilen nähert er sich dem Menschen und der Natur wiederum: er wird euch tausend Hirngespenster vortragen, einen Augenblick darauf, wenn ihr am wenigsten daran denket, und er selbst vielleicht nicht daran dachte, sagt er die Wahrheit. Höret wie er sich über das Glück erkläret. „Dieser ist allein glücklich, sagt er, der sich über „die Zufälle hinwegsetzet, und das, was bey „andern Leuten das Erstaunen und die Bewunderung erreget, mit Füßen tritt: der sich auf „seinen Muth verläßt, und ohne Beleidigung „die heftigsten Streiche des Glücks aushält; „und der aus seinem Unglücke selbst, sein Wohl „zu ziehen weis.„

Setzet, daß Seneka bis hieher nichts gesagt habe; so sehet ihr die Hirngespenster, aber nun auch die Warheit. „Kurz, fügt er hinzu, der „ist allein glücklich, der in der ganzen Welt „keinen lebenden Menschen findet, gegen welchen er sich vertauschen wollte.„ Sehet dies ist der Grund des Glücks, die Eitelkeit.

[Die Wankelmüthigkeit des Seneka schadet der Lehre vom Glück nicht. Wenn er das Glück schlecht gekannt und schlecht gesucht hat, so lasset es uns besser kennen und suchen. Seneka aber ist weit bedächtlicher als sein Beurtheiler, der ihn nicht verstehet, oder sich stellet,

let, als verstünde er ihn nicht. Er hat Recht, wenn er das Glück in ein Vertrauen auf sich selbst setzet, welches nichts anders als der innere Beyfall ist, so wie wir ihn beschrieben haben. Er hat weiter Recht, wenn er sagt, daß derjenige, welcher diesen innern Beyfall, oder Zufriedenheit besitzt, sein Schicksal gegen das Schicksal eines andern nicht vertauschen würde, da kein Zustand dem seinigen vorzuziehen ist, und daß er, was die andere Person betrifft, nicht den Grad der Gewißheit besitzen kann, den er von sich selbst hat. Nun wäre noch die Untersuchung übrig, ob die Grundsätze der stoischen Philosophie zu einer Ausübung führen könnten, aus welcher dieser innere Beyfall entstanden wäre; das ist aber eine Erörterung die nicht hieher gehört.]

Um also glücklich zu seyn, hat man keiner weitläuftigen Ländereyen, prächtig ausgeschmückter Häuser, und Weiber nöthig, die es sich angelegen seyn lassen, eure Begierden zu reizen und zu befriedigen. Nein, darinnen befindet sich keinesweges das Glück. Hat man nöthig Buch auf Buch zu häufen, sein Leben einem mühsamen Nachdenken aufopfern, und sich in dem Nachlaufen der Warheit, welche unaufhörlich fliehet, zu ermüden? Nicht von alle dem. Sagt man zu euch: der Krieg bricht los, geschwind verlasset eure ruhigen Feuerstädte; küsset eure Hausgötter, welche ihr vielleicht nicht wieder sehen werdet; laufet an die Gränze, zur Ehre und zum Tode! Wie entfernt

fernt ist man dergleichen Rede zu führen! Der Weg der zum Glück führet ist weit kürzer: man sagt euch blos, wer und wo ihr auch seyd, daß wenn ihr glücklich seyn wollet, ihr in euch selbst gehet, und die Stimme anhöret, die sich in eurem Herzen erhebet. Du besitzest diese Eigenschaften, sagt sie; du giltst auf der Seite mehr als dieser, und auf einer andern mehr als jener; du hast zwar diese Schwachheit, aber diese Tugend hält dich deswegen, und noch darzu reichlich schadlos; glaube mir, du bist viel besser als jemand; Was für Angenehmes hat diese Stimme nicht! wie sanft dringt sie in das Gemüth! Welche Reize macht sie alle Sinne empfinden! Ohne ihr scheinet alles, was einige Verwandschaft mit uns hat, böse; unsre Tugenden sind uns unbekannt, unsre Fehler demüthigen uns, und unsre Laster drücken uns nieder; wir sind über alles mißvergnügt, und uns selber unausstehlich. Mit ihr aber locken, schmeicheln und bezaubern uns unsre Gedanken, unsre Reden, unsre Schriften, alles was von uns herrührt, unsre Weiber, unsre Kinder, unsre Güter; alles was uns angehöret, unsre Freunde, unsre Bekanntschaften, unsre Ergebene und alles was sich zu uns hält. Mit ihr werden unsre Tugenden Wunder, unsre Laster Schwachheiten, und zu einem Gemählde nothwendige Schatten. Mit ihr ziehen wir endlich aus allem Ursachen zum Vergnügen und zur Wollust: wir sind vergnügt, wir sind glücklich.

[Wir wollen uns durch diese Zweydeutigkeiten durchdrängen: nichts ist leichter. Wenn wir den innerlichen Werth der Tugend bey Seite setzen, würde ein Mensch von gesundem Verstande wohl, vermittelst einer lächerlichen Aufgeblasenheit und dummen Einbildung von sich selbst, glücklich seyn wollen und können. Ich weis sehr wohl, daß man mir antworten werde, es sey allemal gut glücklich seyn, es koste auch was es wolle, und in der Entdekung dieses so lange und vergeblich gesuchten Mittels einen guten Ausgang gefunden zu haben. Heißt dieses aber ein erwünschter Fortgang? Einer der sich vor das halten will, was er nicht ist, muß einen sehr eingeschränkten Verstand haben oder wohl gar dumm seyn, er muß die sichtbarsten Sachen nicht sehen, und es muß ihm besonders an dem moralischen Sinne fehlen, welcher das Gute von dem Bösen unterscheidet, wie durch die Empfindung des Verstandes das Wahre von dem Falschen unterschieden wird. Sind dieses zu der Glückseligkeit sich schickende Eigenschaften? Würde ein Schwein, welches sich in dem Kothe wälzet, nicht eben derselben fähig seyn, und sich einbilden können daß es das schönste und edelste von allen Thieren wäre? Hier ist keine Mittelstraße; entweder es macht uns eine grobe Unwissenheit über unsre Fehler und unser Elend blind; oder, wenn wir ja einen gewissen Grad Verstand haben, hängt diese Verblendung nicht von uns ab, und wir erkennen, die gegrün-

deten

deten Ursachen der Erniedrigung und Verwirrung in den verschiedenen Verirrungen unsers Geistes und unsers Herzens. Ich bekenne, daß wenn diese Neigung bis zu einem gewissen Punkt gebracht wird, sie die Unglücksfälle im menschlichen Leben mildern und erträglicher machen könne. Man siehet Leute, deren Zustand verdrüßlich, der Verstand nicht einmal mittelmäßig ist, und welche, wenn sie sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren ließen, sich in den Schranken der genauesten Vorsichtigkeit halten würden; man siehet, sage ich, dergleichen Leute ein so trotziges Ansehen annehmen, als wären sie Lieblinge des Apollo und des Plutus. Diese geringe Schadloshaltung tröstet sie wegen der Strenge der Natur und des Glücks, sie macht solche aber auch zu gleicher Zeit verächtlich und lächerlich; anstatt daß entgegengestellte Eigenschaften ihnen, uebst der Achtung derer zur Beurtheilung des Verdienstes fähiger Richter, das Glück verschaffen könnten, welches ein jeder dieser Achtung würdiger Mensch, in welchem Stande er sich auch befinde, genießet. Die Eitelkeit ist daher ein sehr elendes Hülfsmittel: man kann sie mit einem Schilfstabe vergleichen, der die Hand dessen, welcher sich darauf steifet, durchbohret. Man wird vielleicht glauben, daß ich mich hier irre, und die Zeit in Bestreitung eines seltsamen Satzes verliere, den der Verfasser nur aus Scherz vorgetragen hätte: allein wenn man die Folge seines Discurses mit Aufmerksamkeit lieset, wird

man

man ohne Mühe den Zweck den er sich vorgesetzt hat, und wie nothwendig es sey ihm zuvorzukommen, einsehen. Dieser Zweck ist, dem Menschen alle dienliche Wegweiser, die ihn auf den rechten Weg führen könnten, zu entziehen, und ihn zu nöthigen den Führer vorzuziehen, der am geschicktesten ist ihn zu seinem unvermeidlichen Verderben zu führen.]

Damit Könige seyn können, müssen Unterthanen seyn, damit Große seyn mögen, müssen Kleine seyn: nicht alle Leute können wie Demokritus Welten bauen, noch die Armuth so großmüthig trotzen wie der reiche Seneka; alle Leute können nicht so geistreich seyn wie Epikurus, noch seine Sitten so ehrbar einrichten wie Diogenes; alle Welt aber kann eitel seyn; dieses ist hinlänglich und ist allemal das Uebrige werth.

[Der Scherz dieser Anspielungen ist ein wenig abgeschmackt, und die Stärke der Schlüsse so bündig als sie es in allem dem Vorhergehenden gewesen ist. Es würde schwer halten diese oder jene besondere Thorheit zu haben: allein es giebt eine allgemeine Thorheit, welche zum allgemeinen Hülfsmittel dienen kann, und dieses ist die Eitelkeit. Es ist gewiß, daß sie so viel als das Uebrige werth sey, weil alles Uebrige nichts taugt, und sie hinfolglich nicht mehrers werth ist.]

Wer sollte glauben, daß die Menschen in dem was sie so nahe angehet, so wenig scharfsichtig seyn sollten? Sie verschreyen, sie verwerfen

werfen die Eitelkeit, den Grund ihrer Glückseligkeit, und lästern das vornehmste Triebwerk ihres Glücks. Geschieht dieses aus Unwissenheit, oder aus Undank?

[Hier erkenne ich die Menschen, das ist, den größten Haufen der Menschen nicht. Sie sind mehr als zu geneigt dem Rathe des Apulejus zu folgen, und in der Eitelkeit einer Ergänzung ihres Ansehens und ihrer Vortheile, die ihnen mangeln, zu suchen. Nur alsdenn, wenn diese Eitelkeit ihnen vielen Verdruß erweckt hat, und sie an verschiedenen Klippen Schiffbruch leiden lassen, erkennen sie, daß das Hülfsmittel weit ärger als das Uebel selbst sey. Leute von gesunder Vernunft bleiben bey dem Lehrsatze: daß seyn besser sey, als scheinen; der Pöbel aber lässet sichs angelegen seyn, sich den Schein anzugewöhnen, um andre, so viel es ihm möglich ist, dadurch zu betrügen; und am Ende bringt man es so weit, daß man sich selbst betrügt. Alsdenn ist man zu Folge des Lehrgebäudes dieses Discurses zur Glückseligkeit gelanget, man hat sie erwischt; aber besitzt man diesen Schatten der Glückseligkeit auch lange? Entwischt sie einem nicht fast eben so geschwinde? Und wenn man diesen Zustand einem angenehmen Traume vergleichen kann, hat er nicht die Kürze der Träume, und begleitet ihn nicht ein verdrüßliches Wachwerden?]

Schwacher Mensch, wie wenig kennest du deine Natur! Du denkst Zeichen von deiner tiefen Einsicht gegeben zu haben; du glaubst

deine

deine Großmuth der Seele vorzüglich gezeigt zu haben: ein Gefühl von Eitelkeit regt sich in deinem Herzen: du blickest mit Wohlgefallen auf dich: du betrachtest den Vorzug, den du vor allen übrigen Leuten zu haben dir einbildest, mit Freuden. Ist dieses ein Laster? Ja, sagt man. Nun wohl, widerstehe der Natur, unterdrücke ihre Lebhaftigkeit, erniedrige dich! die Bemühungen welche du anwenden wirst, werden neue Bewegungsgründe seyn: und sie wird doch wieder zum Vorscheine kommen. Erkenne daher daß du zur Eitelkeit bestimmt bist, und werde mit dir selbst einig.

[Hat man dem Menschen wohl je treuloser Rathschläge gegeben, als wie hier geschieht? Und sucht man nicht in der That alle seine Begriffe zu verwirren, indem man ihn das kostbarste aller Güter, die innerliche Zufriedenheit, mit dem traurigsten unter allen Fallstricken, mit der Eitelkeit verwechseln lassen will. Wenn man, nachdem man eine löbliche Handlung verrichtet, und ein wesentliches Zeugniß von der Hoheit der Seele gegeben hat, mit sich selbst zufrieden ist, was ist wohl natürlicher, und wo ist der gescheide Sittenlehrer, welcher verordnet, eine Empfindung zu unterdrücken, und eine Neigung zu ersticken, welche gegentheils die Quelle alles dessen ist, was man Gutes nennen kann? Geniesset vielmehr, ihr tugendhaften Menschen der nicht auszudrückenden Annehmlichkeit, welche die Ausübung der Tugend in unsre Seelen senket; und bevestiget euch durch

dieses Mittel in der Gewißheit, darinnen ihr seyd, daß man durch keine andre Wege zur Glückseligkeit gelange. Wenn ihr euch aber wegen eurer falschen Tugenden schmeichelt, wenn ihr euern Handlungen einen Werth beyleget, den sie nicht verdienen, besonders wenn ihr aus einem pharisäischen Stolze euch gegen andre Leute in Vergleichung stellet, und euch über sie erhebet; so unterdrücket diese Neigung, und erkennet, daß ihr nicht gemacht seyd eitel zu seyn. Je mehr ihr einen natürlichen Trieb zur Eitelkeit bey euch bemerket, je mehr müsset ihr an ihrer Unterdrückung arbeiten. Sie ist ein Unkraut, welches nicht unterläßt den guten Saamen zu ersticken. Wer in den Wind gesäet hat, wird nichts als Sturm ärndten.]

Man merket, man fühlet es, daß in dem Gemüth eine Leere ist, welche die Eitelkeit allein ausfüllen kann. Es mangelte dem Themistokles noch etwas, ob er gleich mit Ehre überhäuft war, und an dem, was man Unsterblichkeit nennet, nicht zweifeln durfte. Er erscheint bey den olympischen Spielen; die Kämpfer reizen nicht mehr die Neubegierde; er allein zog aller Blicke auf sich, und empfängt die Glückwünsche der Völker. Die Eitelkeit, die dem Themistokles fehlte, breitete sich in dieser grossen Seele aus, und füllte sie; zufrieden, glücklich ist er: „Meine Freunde, sagt er, man hat „mich wegen meiner Bemühungen schadlos ge„halten; diesen Augenblick ärndte ich die Frucht

„des

„von so vielen Arbeiten, denen ich mich für Grie„chenland unterzogen habe.„

[Entweder Themistokles war eitel; wovon man andre Beweise anführen kann, z. E. die bittern Klagen die er über die Siege des Miltiades, die ihm zu so viel Dolchstößen wurden, hören ließ; und alsdenn war es ein großer Abschlag seines Verdienstes, und ein Verlust an seinem Glücke: oder er genoß vielmehr in diesem Augenblicke einer höchst lautern und erlaubten Zufriedenheit, daß er sich geliebt, im Ansehen und von Leuten geehrt sah, denen er die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Apulejus läßt den griechischen Helden sprechen, wie es ihm gefällt, und wie es seinen Absichten gemäß ist: wo hat er aber das hergenommen, was er ihm sagen läßt?]

Dem Themistokles wollen wir den berühmten Markus Aurelius, das Vergnügen von Rom und dem ganzen Erdkraise entgegensetzen. Er war von der Seite der Tugend, des Ranges und der Gewalt der erste Mann der Welt, und der letzte von Seiten des Glücks. Ohnaufhörlich mit dem menschlichen Elende beschäfftigt, dachte er seinen eigenen Vortheilen nicht nach. Wie unwissend fand er sich mitten unter der Erkenntniß mit welcher sein Geist ausgezieret war! Wie schwach fand er sich an der Spitze der zahlreichen Armeen, die das Schrecken der Barbaren waren! Und wie klein mitten in den Triumphen und in der Pracht des Thrones! Nichts fehlte ihm um tugendhaft zu seyn; allein er

kannte den Werth der Eitelkeit nicht, und daher fehlte ihm alles um glücklich zu seyn.

[Herrliche Gegensätze! Elendes Gewäsche! Die ganze Vergleichung des Themistokles mit dem Markus Aurelius war in die Luft gemacht, und beweiset nichts. Der erste mag eine vorübergehende Bewegung der Freude, ja einen Augenblick Eitelkeit bey einer vor ihm so schmeichelhaften Gelegenheit gehabt haben, so beweiset dieses noch lange nicht, daß die Eitelkeit der Grund seines Charakters, und die Seele seiner Aufführung gewesen sey. Was den Markus Aurelius betrifft, ist es ganz sonderbar, daß man ihn deswegen für unglücklich hält, weil er sich nicht eingebildet hat mit denen Erkenntnissen begabt zu seyn, die ihm mangelten; weil er die Gränzen der Gewalt kannte, mit der er bekleidet war; und weil er das Nichts der Pracht und der menschlichen Hoheit erkannte. Hat er nicht tausendmal mehr Vergnügen genossen, da er seinen Geist mit vortrefflichen Betrachtungen unterhielt, und die er der Nachwelt hinterlassen hat; als er aus der eiteln Auszierung seines Ranges würde erhalten haben? Mit welchem Rechte verlangt man hier, daß er der niedrigste Mensch auf Seiten des Glücks gewesen sey? Ich glaube vielmehr, daß er in diesem Stücke so gut als in den andern der erste gewesen ist; wohl zu verstehen, daß man ihn nur mit denen vergleiche, die nur wie er die Grundsätze der heidnischen Philosophen inne hatten: denn der Christ befindet sich in einem ganz verschiedenen

Zustande; der Kleinste im Himmelreiche ist grösser und glücklicher als die Themistokles und die Markus Aurelius.]

Ohne der Eitelkeit schmeicheln uns die größten Glückseligkeiten nur sehr schwach, und die kleinsten Widerwärtigkeiten ohne derselben drücken uns zu Boden: sie ist gleich einem süßen Safte, der die bittersten Tränke mildert und sie angenehm macht.

[Ja, sie ist bisweilen ein schlafmachendes Mittel, welches aber der Seele so gefährlich ist, als es die Mittel dieser Art fast allezeit in Ansehung des Körpers sind.]

Erinnert euch der zahlreichen Versammlung, in welcher der Philosoph Antimachus etwas ablas. Das Werk gefiel nicht, ein jeder machte sich nach und nach davon, nur Plato allein blieb da. Ich will fortfahren, sagte Antimachus, Plato ist mir statt aller. Die andern Güter, wenn man ausser der Eitelkeit welche hat, haben nichts Gründliches; heute genießt ihr derselben, morgen seht ihr euch derselben wieder beraubt, sie stellen die Gesellschaft des Antimachus vor: sie verschwinden allmählich; die Eitelkeit hält allein Stich, und ist statt aller andern.]

Antimachus hatte Recht, Plato war wirklich mehr werth als eine Versammlung von Unwissenden. Wenn ihr den tauben Zuhörer an die Stelle des Plato setzet, der auch nicht wie die andern seinen Platz verlassen hatte, weil er die Glocke nicht hatte lauten hören, so werdet ihr

die

die eigentliche Würdigung der vernünftigen Zufriedenheit und der betruglichen haben. Wer den Tauben für den Plato halten und sich wegen seines Dableibens glücklich schätzen würde, würde eitel seyn; der aber den Plato für den Plato und einen Richter von Wichtigkeit hielte, würde vernünftig handeln. Der Taube geht davon und lässet den eiteln Redner beschämt stehen; Plato bleibt zurück und Antimachus genießt ein dauerhaftes Vergnügen.]

Den, welcher beständig wider das widerwärtige Glück streitet, hassen eigentlich die Götter nicht, sagt ein Stoiker, sie wollen ihm nur nicht Anlaß geben, in der Glückseligkeit sich zu vergessen und ihren Zorn sich zuziehen. Kann wohl einer unglücklicher seyn, sagt ein andrer, als derjenige, welcher nie ein Unglück erfahren hat? Ohne Zweifel haben die Götter ihre Augen von einem solchen Menschen abgewandt; sie haben ihn als einen Niederträchtigen angesehen, der nicht vermag dem widrigen Schicksal die Stirne zu bieten. Kann man wohl etwas geschickter beybringen? Kann man denen Unglücklichen wohl eine tröstendere Aussicht anbieten? Worauf gehet dieses alles aber? Glauben, daß man von den Menschen deswegen verfolgt werde, weil man von den Göttern geliebt wird, und hernach noch sich in seinem Unglücke gefallen, das ist ohne Zweifel die ganze Stärke, deren die Eitelkeit fähig ist.

[Kann man einem etwas verhaßteres beybringen? Kann man wohl etwas verteufelteres an-

angeben als dies, daß man hier die leidende Tugend mit der Eitelkeit verwickeln will? Die Tugend kann bey ihren Leiden getrost seyn, sie kann so gar einen Geschmack daran finden, in dem Gedanken und der vesten Ueberzeugung, daß sie unter der Regierung eines gerechten und gütigen Wesens lebet, ohne welchem kein Zufall möglich ist, und der sie unter der Last ihres Unglücks nicht unterliegen lassen werde. Denket meinethalben immer so verkehrt, macht euch der angegebenen Quelle zu Nutz; ihr werdet aber auch sehen, daß sie vergehet, weil sie nur Betrug und Eitelkeit selbst war. Vielleicht giebt es keine Götter; oder, wenn ja welche sind, so bekümmern sie sich um euer Schicksal nicht. Habe ich Unrecht gehabt, daß ich den Gift dieses Discurses gleich anfänglich habe bemerken, und mir angelegen seyn lassen, demselben ein Gegengift entgegen zu setzen? Beruhiget euch, rechtschaffene Leute, es ist ein Gott, der euch liebt; und wenn er euch auf die Probe stellt, so will er euch auch wieder belohnen. Diese Belohnung ist so gewiß als die exemplarische Strafe, die denen bereitet wird, welche sie euch rauben wollen.]

Epiktetus gestand als Sklave, Kröpel und kränklicher Mann, das Glück habe ihm nicht wohlgewollt; der Himmel aber, sagte er, hat seine kostbarsten Gaben in mein Herz gesenket. Dieser Schimmer der Eitelkeit machte des Epiktetus Trost aus. Seine Schüler setzen hinzu und behaupten, daß das Unglück was er auszustehen hatte, ihm nöthig gewesen wäre, um seiner

ner Tugend einen herrlichern Sieg zuzubereiten: seine schönen Eigenschaften sollten durch diesen Zwang desto mehr hervorleuchten. Wenn Epiktetus eitel genug gewesen wäre diese Meynung anzunehmen; so würde er die Schwächlichkeit und die Knechtschaft geliebt und in ihnen seine Ergötzlichkeit gefunden haben.

[Man weis, daß die stoische Philosophie auf Stelzen gieng, und daß statt der Grundsätze, die ihr fehlten, oder die zu der Erreichung der Glückseligkeit wenigstens nicht zulänglich waren, sie Bemühungen forderten, die über die Kräfte der Natur waren. Indessen waren die Stoiker zu weit davon entfernt, als daß sie das ungereimte System der Eitelkeit als eine Quelle des Glücks hätten annehmen sollen. Sie setzten ihr Glück vielmehr in die Losmachung und Entsagung alles dessen, was unsre Ruhe stören könnte, und in die Ausübung der Tugenden, die unserm Zustande gemäß wären. Daher entstund diese Standhaftigkeit, diese Unempfindlichkeit und Ruhe des Gemüths, welche den Weisen über alle Zufälle hinwegsetzen. Man hat über diese Lehre so viel geschrieben, daß es überflüssig seyn würde, wenn ich mich weiter darüber ausdehnen wollte.]

Die Eitelkeit macht uns nicht allein glücklich; sondern sie ist auch das eigentliche Maas unsers Glücks. Eine mäßige Eitelkeit kann nicht allen Begebenheiten die Stirne bieten, sie ist der Verwirrung und Beschämung ausgesetzt; einer vollkommenen Eitelkeit aber ist nicht beyzukommen.

Die erstere erhebt sich nur bis zu einer gewissen Höhe, sie findet noch Hindernisse vor sich, und stößet sich daran; die andre setzet sich über alles weg, und nichts kann ihre Lebhaftigkeit aufhalten.

[Es ist gewiß, daß ein Erznarre, ein rasender Thor keine Gefahr siehet, kennet noch fürchtet; verhindert dieses aber, daß er kein Narr sey, und führt ihn dieses nicht auf eine desto geschwindere und sicherere Art zu seinem Verderben?]

Wenn ich, der ich euch alles dieses sage, meine Grundsätze sicher, meine Folgerungen richtig, und meine Abhandlung gut und noch besser als hundert andre, die ich gehört habe, finde, so bin ich darauf eitel und in dieser Absicht glücklich. Wenn es sich aber zuträgt, daß man mir nicht Beyfall giebt, und ich hinfolglich nur eine mittelmäßige Eitelkeit habe, so werde ich erniedrigt, und es ist um meine Glückseligkeit geschehen. Wenn meine Eitelkeit mich aber glauben macht, daß eben dieser Discurs mit Gedanken erfüllt ist, die zu begreifen der meiste Theil meiner Leser zu grobe Sinnen haben, so ist meine Eitelkeit und mein Glück gedeckt.

[Diese kleinen Blendwerke sind Erfrischungen für die Seele, die aber in einem Augenblicke ihre Wirkung verlieren. Es ist nicht möglich, sie unwandelbar anhaltend zu machen: und wenn das auch möglich wäre, so würde es doch nur das Glück eines träumenden Menschen seyn, der nicht immer träumet.]

Man fragte einen großen Philosophen, mit wie

viel Beypflichtern er zufrieden wäre. „Mit „zweyen, antwortete er; wenn es aber nicht seyn „will, mit einem; und wenn dieses auch nicht „seyn kann, so bin ich mit mir selbst zufrieden.„ Begehrt man nur von zweyen ausgesuchten Männern den Beyfall, so setzt man sich über alle übrige hinweg; und verlangt man nur den seinigen allein, so setzet man sich ganz und gar über alles hinweg, denn ist man vollkommen eitel, und vollkommen glücklich, wenn es anders dem Menschen gegeben ist zum Glück zu gelangen.

[Man kann, wenn man will, den besten Sachen einen schlimmen Anstrich geben. Man hat von je her eingesehen, daß der Beyfall Einsichtsvoller Richter besser sey, als der Beyfall des gemeinen Haufens, oder nur allein vielmehr von einigem Werthe. Der Beyfall aber, den man sich selbst nach Befinden der Sache und mit Billigkeit geben mag, ist von noch größerm Werthe, weil uns niemand besser, als wir uns selbst bekannt sind, kennen kann, wenigstens wenn wir alles gethan haben, was wir thun konnten, und sollten, um zu dieser Kenntniß zu gelangen. Und dieses führet uns beständig auf die innere Zufriedenheit zurück, welche so sehr von der Eitelkeit unterschieden ist, als die Lügen von der Wahrheit, das Laster von der Tugend, und die Finsterniß vom Lichte.]

Wenn die Menschen überhaupt die Natur aller Dinge kenneten, würden sie zu beklagen seyn; so sind sie aber glücklicher Weise voll falscher Be-

Begriffe. Die Eitelkeit, welche ohnablåßig für das allgemeine Beste wachet, verblendet sie sorgfåltig.

[Die Menschen haben zu ihrer Glückseligkeit keiner so tiefen Erkenntniß in Absicht der åußeren Gegenstånde und der Natur der Sachen nöthig: sie werden es auch niemals werden, zumal wenn sie die Anzahl ihrer falschen Begriffe vermehren. Ihre Hauptsache, ihr einziges Studium muß seyn die Ergründung ihrer selbst. Diese wird sie gleich anfangs, anstatt solche eitel zu machen, demüthigen: wenn sie aber in dieser Bemühung fortfahren, und solche zu ihrer wahren Bestimmung, welches ihre Besserung ist, leiten, werden sie einen Ansatz zur Zufriedenheit verspüren, deren Zunahme der Vermehrung ihrer Vollkommenheit gemåß seyn wird: und dieses ist die Glückseligkeit.]

Das Nothwendige ist hinlånglich, das Ueberflüssige verursacht mehr Unruhe als Zufriedenheit. Wenn aber ein jeder sich mit dem Nothwendigen begnügte, was würde aus dem Handel und aus der Hålfte der Menschen werden? Würde der begierige Kaufmann sich zur See in Gefahr begeben, um am andern Ende der Erde dasjenige zu suchen, womit er eure kleinsten Bedürfnisse befriedigen möge. Würde der geduldige Landmann sich es so sauer werden lassen, den Schoos der Erde zu öffnen, um daraus die Nahrung für euren Müßiggang zu suchen? Würde der fleißige Künstler sein Leben zusetzen, um euch die Bequemlichkeiten zu dem eurigen zu ver-

verschaffen? Glücklicher Weise strebet ein jeder nach dem Ueberflusse; die Sinnlichkeit, und noch vielmehr die Eitelkeit werden dadurch geschmeichelt; es braucht hierzu nichts weiter, und siehe, die Menschen beschäfftigen sich, sie arbeiten, und übertreffen sich. O Eitelkeit! wie wundersam sind deine Wirkungen! und wie nöthig zu dem allgemeinen Besten!

[Hier ist der Haupttitel der Ueppigkeit, der von einer Menge Schriftsteller, und besonders mit sehr vieler Weitläuftigkeit in der Fabel von den Bienen abgehandelt worden ist. Den Menschen sind Geschmack und Leidenschaften nöthig; sonst würden sie ohne ihnen Bildsäulen und Klötzern ähnlich seyn. Wenn sie den Geschmack und die Leidenschaften in den gehörigen Schranken zu halten wissen; so werden sie zu einer Quelle von Nutzen und Anmuth für sie und für die Gesellschaft; wenn solche aber die Schranken überschretten, so rennen sie in ihr Verderben, und verursachen zugleich der Gesellschaft ihres. Diese traurige Wirkung nun bringt eben die Eitelkeit zuwege, indem sie die Bedürfnisse bis ins Unendliche vermehret, und uns anspornet, daß wir es den andern beständig und in allen Stücken zuvorthun wollen.]

Im Grunde sind der Rang und die Ungleichheit, welche die Beschäftigungen unter den Menschen veranlassen, Früchte unsrer thörichten Einbildung, und nichts weniger als in der Ordnung der Natur gegründet. Die Natur

hat uns alle nach einem Muster gemacht, sie erhält uns nach einerley Grundsätzen, und läsſet uns zu einer allgemeinen Thüre aus der Welt gehen; kurz, wir sind einander in der That alle gleich. Indessen ist diese Abtheilung in verschiedenen Ordungen ein zur allgemeinen Ruhe nothwendig gewordenes Uebel worden. Wenn sie in Unordnung gerathen sollten, würde die Gesellschaft zu Grunde gehen. Welches ist aber die standhafteste Stütze dieses Unterschiedes? Die Eitelkeit. Sie fachet auf allen Seiten den Ehrgeiz an: man spricht von nichts, als nur, wie man zu einem gewissen Range gelangen, sich dabey erhalten und ihn mit Anstand bekleiden will. Man erzeiget denenjenigen, von welchen man sich einbildet, daß sie vornehmer als wir sind, seine Ehrerbietung mit Geduld, in der Versicherung, daß man durch die Verehrung seiner Untergebenen werde schadlos gehalten werden. Die eiteln Menschen reichen einander die Hände, und unterstützen sich wechselsweise.

[Wenn die Verschiedenheit des Ranges zur allgemeinen Ruhe nothwendig ist, so kann sie kein Uebel seyn. Es gehet derselben aber, wie allen guten Sachen, die dem Mißbrauch unterworfen sind. Die genaue Beobachtung der Gesetze der Unterwürfigkeit würde zum Glück der Menschen und der Staaten viel beytragen. Die Eitelkeit ist es eigentlich, die alles über den Haufen wirft; und was man hier noch besonders bemerken muß, ist sie es, welche die-

jeni-

jenigen foltert, die schwach genug sind, sich ihr zu überlassen.]

Sehet aber und bewundert die Hülfsmittel der Eitelkeit: indem sie den Mächtigen auf Erden ihren Rang anweiset und zu ihnen spricht: „ihr sollet diesen Platz haben, und ihr diesen „andern; alles Uebrige soll Pöbel seyn; „ kehret sie sich nach der Seite der Gelehrten, und sagt zu ihnen: „Lasset die Großen in Ruhe ih„re Plätze einnehmen; beneidet nicht den Vor„zug, den ihnen das Glück, das Verdienst „aber nicht giebt. Errichtet eurer Seits eine „Gesellschaft, darinnen ihr das Recht zu gebie„ten habt, eine Republik, deren Oberhaupt ihr „seyd; die Philosophen, die Redner, die Poe„ten und übrigen Gelehrten mögen in dersel„ben die ersten Stellen haben, und die Kö„nige mit den übrigen Bewohnern der Erde „mögen in euren Augen Pöbel seyn. „ Hiermit ist es noch nicht genug, sie wendet sich auch zu den Eiferern, und sagt zu ihnen: „Die Hoheiten der Welt und die menschlichen „Wissenschaften sind nur Rauch. Betrachtet „denjenigen nicht als den ersten, der der höch„ste oder der gelehrteste, sondern den, der der ei„ferndeste ist. Der mehrere oder geringere Ei„fer müsse der Maaßstab eurer Hochachtung und „Ehrerbietung seyn, und denjenigen der nicht „so hitzig wie ihr seyd, und euch gleich ist, se„het als zum Pöbel gehörig an.

[Endlich legt Apulejus seine Larve weg, und wendet seine letzten Kräfte an, den Men-

schen die wahren und einzigen Stützen ihrer Glückseligkeit zu entziehen. Wir wollen uns bey der Gelehrsamkeit nicht aufhalten; sie ist denen, welche sie besitzen, und sich ihrer auf eine vernünftige und ruhige Art bedienen, von wesentlichen Nutzen; so bald ihnen aber der Kopf schwindlicht wird, alsdenn sind sie keine Gelehrte mehr, sondern Narren und mehrentheils unglückliche Narren. Denn wer in der gelehrten Republik sich zu den ersten Stellen erheben will, erfährt die größten Widerwärtigkeiten, und die heftigsten Anfälle von einer Menge Neider, ob er gleich Verdienste hat. Will man aber ohne Flügel, oder mit zu schwachen Flügeln fliegen, so hat man mit mehrerm Rechte gar bald das Schicksal des Jkarus. Allein wir müssen doch auch sehen, wer diese Eiferer sind, welche man für Enthusiasten gehalten wissen will, die nur lediglich sich eingebildeter Vorrechte anmaßen. Dies sind (wer sollte sie nicht erkennen?) diejenigen, welche ihre Glückseligkeit in der Gottesfurcht und in der Religion suchen, und sich um so glücklicher schätzen, als sie sich in der Liebe und in der Uebung der Heiligkeit bevestigter sehen. Es giebt ohne Zweifel Scheinheilige, bey welchen Einbildung und Eitelkeit die Stellen der Empfindungen und der Redlichkeit einnehmen. Giebt es aber keine wahre frommen Christen, die es dem Namen und der That nach sind? und giebt es welche, sind sie nicht unter allen Menschen die glücklichsten? Man merkt wohl, daß

daß es der Verfasser stillschweigende verneinet; ist er aber auch geschickt, davon urtheilen zu können?]

Ich kenne den nicht, welcher am ersten davon gesprochen hat, daß er sich einen Namen machen, denselben auf die Nachkommenschaft bringen, und nach seinem Tode leben wolle: es muß aber ohnstreitig entweder der dümmste oder der listigste Mensch gewesen seyn. Wenn er aufrichtig redete, wenn er sich darunter wirklich ein großes Glück vorstellte, den Nachkommen in dem Gedächtnisse zu seyn; so fehlte es ihm gewiß an natürlichen Verstande. Wenn er aber das völlige Nichts dessen, was man Nachruf nennet, kennte, wenn er den Leuten dieses Blendwerk aus eben der Absicht vermachte, wie ein Vogelsteller den Vögeln die Lockspeise anbietet, so war es gewiß der listigste Mensch, der die größte Kraft der Politik ausfündig gemacht hatte.

[Die Gegensätze sind ein schlechtes Mittel die Warheit zu entdecken und richtige Urtheile abzufassen. Der Gedanke, nach welchem man wünschet, daß man bald im Leben vortheilhaft von sich sprechen hören, sein Gedächtniß in der Familie, in der Stadt oder in dem Lande erhalten sehen möge, stellet sich dem Verstande der größten Anzahl von Menschen frühzeitig dar; daher ist stufenweise diese brennende Begierde entstanden, seinen Namen auf der ganzen Erdfläche und durch die Dauer aller Jahrhunderte zu verbreiten. Man trifft also

in diesem Hange und in dem Verfahren, deren erster Grund der Gedanke war, ursprünglich keine Dummheit, noch weniger einen Kunstgriff der Staatsklugheit an. Man hat weit später auf der einen Seite Leute gesehen, die von einer eingebildeten Ehre eingenommen und bethöret waren, ihre Glückseligkeit aufopfern, und auf der andern, Leute, die fähig waren diejenigen, welche so dachten, zu bewegen, daß sie für fremde Vortheile sich in Gefahr begaben. Die Ehrliebe ist eine der größten Triebfedern der Gesellschaft: man kann ihr Einhalt thun, man muß sich aber wohl in Acht nehmen, daß man sie nicht ganz vernichtet.]

Wie vielen vielleicht vergeblichen Sorgen und Unruhen werdet ihr euch nicht unterziehen, die ihr nach der Verewigung eures Namens strebet? Ich will annehmen, daß ihr eure Laufbahn geendigt habt, daß ihr euch von Ehre umgeben sehet: welche Frucht werdet ihr davon haben? Mitten unter einer kleinen Anzahl von Leuten, davon einige euch bewundern, und andre euch euren völligen Werth nicht zugestehen werden, werden die übrigen des Erdbodens vortheilhaft von euch sich besprechen, ohne daß ihr davon etwas empfinden könntet: diese Lobeserhebungen sind denen gleich, womit man euch nach eurem Tode beehren wird. Ihr wisset aber, daß eure Ehre gegenwärtig gegründet ist: ihr wisset, daß sie in folgenden Jahrhunderten noch aufbehalten seyn werde, und an diesem schmeichelhaften Gedanken vergnügt

gnügt ihr euch. Wir wollen auf den Grund dieses Gedankens gehen: wie lange glaubt ihr wohl, daß euer Name sich erhalten werde? Fünfhundert Jahre: ist dies zu wenig? Tausend Jahre: wollen diese noch nicht hinreichen, so will ich euch zehentausend und noch wohl mehrere Jahre bewilligen. Nach hundert Jahrhunderten wird also euer Ruhm erloschen seyn, und eurer eben so wenig gedacht werden, als wäret ihr nie da gewesen. Ihr werdet euch in der Nacht, die ihr vermeiden wolltet, verlieren, vor immer verlieren. Was habt ihr also über die ewige Vergessenheit, durch die ihr euch verschlungen finden werdet, vermocht? Was ist die Zeit, in welcher ihr bekannt waret, gegen die Zeit, in welcher ihr ganz vergessen seyn werdet? Was würdet ihr von der Mücke sagen, die mit vielem Bedacht überrechnete, um wie viel Wasser sie das Meer vermindert hätte, als sie in demselben sich den Durst löschete?

[Diese nachdrucksvollen Redensarten sind überflüßig: diese Materie ist so oft abgehandelt worden, daß sie erschöpft ist. Wer bey seiner Aufführung keinen andern Zweck hat, als daß man während seinem Leben, oder nach seinem Tode von sich geredet wissen will, ist ein Thor: er trifft den allerschlechtesten Tausch, wenn er gründlichen Gütern, die sich für ihn schicken, entsaget, und mit leerem Dunste sich zu sättigen suchet. Derjenige aber, welcher ein erlaubtes Vergnügen empfindet, indem er das

nicht

nicht erbettelte Lob einsehender und tugendhafter Männer, mit denen er zugleich lebt, annimmt, und sich freuet seinem Geschlechte einen Namen zu hinterlassen, den dasselbe mit Ehren führen kann, seinem Zeitalter Beyspiele, die demselben nützlich seyn werden, und wenn er einen ziemlichen Posten bekleidet hat, der Nachkommenschaft selbst die Erinnerung an ein wahrhaftig rühmliches Leben; derjenige, sage ich, welchen diese Gedanken schmeicheln und anmuthig beschäfftigen, thut nichts anders, als er genießet die wirklichen Belohnungen seiner Tugend, und ziehet daraus eine neue Aufmunterung zu ihrer Ausübung.]

Das heißt wider die Ehrsucht zu heftig gesprochen; verachtete man sie, würden viele Laster die nicht begangen werden, mehr ausgeübt werden, und viele schöne Handlungen, die wirklich geschehen, unterbleiben. Man würde die Ehre verachten, so bald man darüber vernünftelte, und man würde sie in der That mit mehr Vernunft beleuchten, wenn die Eitelkeit uns nicht verblendete: dies ist noch eine Wohlthat, die wir ihr zu danken haben.

[Man wird die wahre Ehre nie verachten, wenn man sie auch mit Vernunft betrachten wollte, weil sie nichts anders als ein Eindruck ist, der von der wahren Tugend herrührt. Würde es außerdem auch wohl vernünftig seyn, einen Grundsatz verachten, der, nach dem Geständnisse des Redners, verhindert, daß man weniger Laster, wohl aber eine Menge schöner

Handlun-

Handlungen ausübet? Die Eitelkeit verdirbt nur diese herrliche Bestimmung, indem sie uns die wahre Ehre verkennen lässet, die von der Gerechtigkeit, Leutseligkeit, Wohlthätigkeit, überhaupt von allen Tugenden unzertrennlich ist, um eine unmenschliche und mörderische Ehre an der erstern Stelle zu setzen, in deren Gefolge Schrecken und Verwüstung auftreten. So ist die kriegerische Ehrsucht, so bald sie die Frucht ungerechter Krieger ist: Diese Ehrsucht der Weltbezwinger, die in den Augen eines jeden vernünftigen Menschen ein Schandfleck ist. Dieses kann im voraus eine auf die nachstehenden geschmückten Reden gebührende Antwort seyn.]

Ist etwas für einen Staat erforderlicher, als die Macht der Waffen; und ist wohl etwas geschickter, die kriegerische Tugend einzuflößen und zu unterhalten, als die Eitelkeit.

Zu der Zeit, als wir Eicheln aßen, begegnete der Gewaltsamere und Stärkere dem Sanftern und Schwächern übel, und warf sich zu dessen Herrn auf. Heut zu Tage erlangt der, der schlägt, und der so geschlagen wird, einer so viel Ansehen als der andre. Ihr als eine Privatperson, werdet zwanzig Schlachten gewinnen, und nach dem letzten Siege doch nicht ein grösserer Herr seyn, als ihr es vor dem ersten bereits waret. Weil Schlachten nöthig sind, der natürliche Endzweck aber fehlet, der niemanden ermuntern kann, so hat man sich in Ermange-

lung dessen gezwungen gesehen, einen eingebildeten zu erschaffen; man muß doch immer mit dem Menschen vernünftig umzugehen scheinen, und ihm einen gewissen Zweck angeben, sollte es auch der fantastische seyn. Man hat ihm daher zu verstehen gegeben, es sey schön sich unter einander todt zu schlagen, und unter der Bedingung frisch in den Tod zu rennen, hat man ihm die Unsterblichkeit versprochen. Die Eitelkeit hat ihn von dieser so schwer zu glaubenden Sache überzeugt; seitdem gehet es mit der kriegerischen Tugend so wie ihr sehet.

Man errichtete Siegeszeichen, man rühmte die Verstorbenen, und pries die Ueberwinder; ihr dürfet deswegen nicht glauben, daß, um die Leute zu blenden, man allezeit zu dem Glanze und der Pracht der Triumphe seine Zuflucht zu nehmen nöthig habe. Keinesweges! die allerkriegerischten Leute auf dem Erdboden haben sich an einer Hand voll Heu begnügen lassen: Dies war im Anfange das herrliche Zeichen des römischen Stolzes. Nachher bedienten sie sich der von unsern Poeten so stark besungenen Lorbeern. Das eine ist so viel werth, als das andre.

Ich sollte gehen, und für Leute, die ich nicht kenne, und die mir nichts Gutes erwiesen haben, andre anfallen, die ich nicht besser kenne, und mir nichts Böses gethan haben! Ich sollte sie tödten oder mich ihrentwegen todtschlagen lassen! so spricht ein Krieger, wenn er gelasse-

nen

nen Gemüths ist und denket. Zeiget ihm aber ein bloßes Band, an welchem ein kleines Schaustück hänget; so werdet ihr an ihm einen Menschen erblicken, der in Hitze geräth, und läuft sich erwürgen zu lassen.

Welchen Unterschied machet ihr unter einem Schulmanne, der einem Kinde, welches fleißig gelernet hat, ein Bild anbietet, und dem regierenden Könige, der einem Herrn, mit dem er Ursache hat zufrieden zu seyn, ein Ordensband verehret. Bleibt nicht in dem reifsten Alter noch viel Kinderey übrig? Das Bild hat seine Wirkung, das Ordensband auch. Wo also die Vernunft fehlt, stellt sich die Eitelkeit mit Nutzen ein.

[Die Eitelkeit bewegt ohnstreitig die Menschen zu tausend Handlungen, die sie ohne ihr nicht thun würden: macht sie sie aber deswegen glücklich? Dieses ist eben die Frage. Ist das nun einen Augenblick dauernde Vergnügen, mit einem Orden geziert zu werden, wohl der Gefahren werth, denen der Officier sich aussetzet, und der Unannehmlichkeiten, die ein Hofmann erdulden muß, wenn er diese Zierde erhalten will. Wenn die Würden und die Unterschiede der Menschen wirklich dem Verdienste und der Tugend zu Theil würden, wäre deren Erhaltung ein Glück, weil man die zum Glück anderwärts erforderlichen Stücke bereits besäße. Nach dem Fuße aber, wie sich die Sachen in der Welt befinden, beweiset ein Ordensband so

wenig, als die Kette eines Galeerenknechts, des Besitzers Vorzug in der Tugend und Glückseligkeit. Die Fürsten müssen indessen dergleichen blos ehrende Zeichen machen, welche das ersetzen, was ihnen nicht immer möglich, denen die ihnen dienen, wesentliche Belohnungen zu bewilligen. Nur könnten sie dahin sehen, daß sie den Ehrenzeichen das, was ihnen einen Werth geben kann, zu erhalten suchten, und sie nicht in die Verachtung verfallen ließen, indem sie dieselben unwürdigen Personen verleihen. Was ein Orden auch für einen bezeichnenden Wahlspruch habe, sollte er doch allezeit diesen wesentlichen enthalten: **Dem wahren Verdienste.**]

Was ist die Schönheit? Ein Gelehrter sagt: sie ist eine gewisse Vereinigung von Zügen, welche der Zufall gezeichnet hat. Was sind Reichthümer, Ehre und Würden? Eitele Zierathen, womit uns das Glück schmücket, und wenn es dessen Eigensinn haben will, uns darinn entblößet. Ihr aber, der ihr alles andre verachtet, sagt uns doch, was die Wissenschaft sey? Hat eben das Glück, welches der Haut der schönen Helena die Farbe gab, nicht auch des Archimedes Gehirn gebildet? Archimedes würde ein mittelmäßiger Mann gewesen seyn, wenn dessen Fäserchen weniger wirksam, und ein Narr, wenn sie es mehr gewesen wären. Durch eine gleiche Entfernung von der Narrheit und Dummheit

machte

machte der Zufall einen Mann von der ersten Größe aus ihm.

[Der Zufall und der Mechanismus sind zwey würdige Grundsäulen, die verdienen der Eitelkeit beygefügt zu werden. Wie kann aber der Mechanismus, und noch darzu ein auf die wunderbarste Art eingerichteter Mechanismus, die Frucht des Zufalls seyn? Dieses zu beweisen hat noch keiner für seine Schuldigkeit gehalten. Wenn überdem der Mensch nur eine Maschine ist, so sehe ich nicht, wie man ihm von Eitelkeit vorsagen, und ihn versichern kann, daß dieselbe Vorzüge habe, darüber er sich was zu Gute thun könne. Dies ist also nichts weiter, als ein bloßer Hause von Widersprüchen. Man muß ganz gewiß angebohrne Neigungen zu den Wissenschaften haben, und sich in Umständen befinden, die einem erlauben, daß man sich damit beschäfftige, wenn man zu einem erhabenen Grade der Gelehrsamkeit gelangen will: Dieses ist nun der Grund zu der Erklärung: **Was hast du, das du nicht empfangen hättest?** und eben auch zu der sehr deutlichen daraus geleiteten Folge: **Und wenn du es empfangen hast, warum thust du so stolz darauf?** Derjenige aber der gelehrt wird, trägt allemal das Seinige mit bey, er bestimmt seine freyen Handlungen auf eine solche Art, daß sie ihn zu seinem Zwecke führen müssen; und er gelangt dazu nur nach einer gewissen Arbeit und einem gewissen Zeitpunkte. Hier ist nicht der Fall der

Haut der Helena, welche sie mit auf die Welt gebracht, und zu welcher sie nichts beygetragen hat; die Kunst verderbt eher eine schöne Haut, als daß sie ihre Schönheit vermehren sollte.]

Wie weit werdet ihr es aber mit einer glücklichen Neigung, mit dem feinsten Gefühl, und mit einem wohleingerichteten Gehirne bringen? Bis zur Ueberzeugung, daß ihr nichts wisset, und daß man nichts wissen kann. Denn das, was man siehet, ist in Vergleichung mit dem, was man nicht siehet, ein bloßes Nichts. Nur ein Einfältiger kann sich mit seiner Erkenntniß viel wissen; der Gelehrte erschrickt bey Erblickung dessen, was er nicht weis. Die ersten Menschen am Ufer des Weltmeeres glaubten in Betrachtung des Gesichtkraises, daß der Himmel drey Schritte vom Ufer sich an dem Wasser anschlösse: Einige stiegen in kleine Schiffchen, um das Ende der Welt zu sehen, und den Himmel mit der Hand zu betasten: Nachdem sie nun eine ziemliche Zeit in der Irre herumgefahren waren, kamen sie zurück, und sagten zu den andern: Wir haben uns betrogen, wir haben nichts gesehen, und nirgends Gränzen gefunden. Dies ist ein Bild der Gelehrten.

[Alles dieses Gewäsche ist vielmehr das Bild eines Sophisten. Es giebt Leute, welche glauben, daß sie das wissen, was sie doch nicht wissen: also weis niemand nichts. Das was wir wissen ist in Gegenhaltung dessen, was wir nicht

nicht wissen von sehr geringen Werthe: also ist es unmöglich, daß man etwas wissen könne. Welche Schlüsse! Auf welche Vernunftlehre sind sie gegründet? Die Menschen haben geirret, und irren sich noch in unendlichen Stücken: aber warum? Weil sie es so wollen. Kömmt es denn nicht auf sie an, ihr Urtheil so lange auszusetzen, bis sie von der Deutlichkeit und Warheit überzeugt werden! Warum glaubt man, der Horizont stoße an den Himmel, ehe man an das Ende desselben gegangen ist, zu untersuchen, ob es sich wirklich so verhalte, oder ob er ein Ende habe? Es giebt Warheiten; ist ihre Anzahl klein, kostet es Mühe, ehe man sie erreichet, so erhöhet dieses eben ihren Werth, und erregen, nicht die Eitelkeit, sondern das Vergnügen des wahren Gelehrten ihres Besitzers. Nur das unächte Wissen blähet auf.]

Wodurch erhält sich aber das Wenige von Erkenntnissen, welche man mit so vieler Mühe erlanget? Ich setze, ein Mensch habe alles ergründet, er wisse alles was man wissen kann, und sein Kopf sey gleichsam eine kleine Welt. Unter Millionen nicht zu unterscheidender Kügelchen, die in seinem Blute schwimmen, fangen zwey oder dreye an ausser Bewegung zu gerathen: einer von den nur schwer zu bemerkenden Canälen des Hirns wird verstopft: den Gelehrten trifft der Stoß des Blutes wie ein Donnerstral: er kommt zwar nach und

nach wieder zu sich, das Gedächtniß aber ist leer, und die kleine Welt ein Nichts worden; er ist kein Gelehrter mehr, sondern ein Blödsinniger. Drey Tropfen geronnenes Geblüt vernichten alle seine Erkenntnisse.

[Nichts ist wahrer als dieses; allein bey welchem Lehrgebäude wenden wir diese Wahrheit an? Bey dem Menschen, den man zu einer bloßen Maschine macht, da verlohnt es sich gewiß nicht der Mühe, daß man ein Ganzes zu bereichern sucht, das im Begriff ist aus einander zu fallen, und mit so vieler Sorgfalt Züge einzudrücken, die in einem Augenblick ohne alle Hoffnung ausgelöscht werden. Wenn wir aber annehmen, daß die Seele von dem Körper unterschieden sey, daß sie von der Kenntniß, die sie einmal erlangt hat, nichts verliere, und daß sie den ganzen Schatz, den wir sorgfältigst gesammlet haben, mit sich nimmt, was ficht mich hernach noch der Tropfen dickes Blut an? Er hat zwar mein Gehirn in Unordnung gebracht, allein der Wirth desselben ist für derselben in Sicherheit. Nur derjenige, welcher über seine Einsichten stolz wäre, weil er vermeynte, daß sie ihm während seinem Leben nicht fehlen dürften, würde eine grobe Unwissenheit äußern, da nichts gemeiner ist als die Wirkungen der Krankheiten und des Alters: derjenige aber, der sich über seiner Erkenntniß erfreuet, und so gar rühmet, aus Ueberzeugung, daß er sie unverrückt wiederfinden

werde

werde, wenn seine Seele die Bande zerrissen haben werde, durch welche sie mit dem Körper verbunden ist, wird wohl der durch ein Blendwerk betrogen? Hier hängt alles von dem System ab, das man annimmt; es ist aber nicht der Ort mit der Zergliederung und Widerlegung dieser Lehrgebäude sich abzugeben.]

Nun habe ich, meines Erachtens, den wahren Werth der Wissenschaften angezeigt. Es ist aber gut, wenn die Menschen sich andre Begriffe von ihnen machen. Sie sind nützlich, sollten sie auch nur zur Beschäfftigung und zum Zeitvertreibe dienen. Man lasse die Eitelkeit machen, sie giebt dem Schatten Körper und macht daß alles eine Wirklichkeit erhält; sie wird euch so gar durch den Mund des Socrates belehren: „Es giebt nur ein einziges „Uebel, die Unwissenheit, und wider dieses „Uebel ein einziges Mittel, die Wissenschaft.„

[Es ist nie vortheilhaft sich falsche Begriffe von Sachen machen. Wenn einem wohl bekannt wäre, worinnen die Wissenschaften bestehen, was ihr Werth sey, und wozu sie bestimmt wären, so würde ihre Bearbeitung reich an heilsamen Früchten seyn. So lange man aber eiteln Wissenschaften (mit den Namen kann man die blos speculativen belegen) den Vorzug für den gründlichern, das sind solche die zur Ausübung führen, geben wird, so lange werden die Gelehrten das bleiben was sie überhaupt gesprochen sind, Leute, die außer ihrer

rer Studierstube zu nichts nutzen, und in derselben selbst nur fast alle ihre Zeit mit unnützen Grübeleyen verderben. Die gelehrte Welt würde überhaupt, wenn der Hochmuth und andre Leidenschaften darzu kommen, sich in ein Raubnest, in einen Kampfplatz verwandeln, auf welchem nichtswürdige Klopffechter nicht aufhören würden einander umzubringen. Dieses verunglimpfet eben die Wissenschaften, es nimmt einen großen Theil so gar vernünftiger Leute wider sie ein, und hat die Frage zweifelhaft gemacht: ob sie mehr Gutes oder Böses gestiftet haben? Man wird aber auch zugestehen müssen, daß ein Mensch, der mehr Einsichten als andre hat, seinem Vaterlande und dem menschlichen Geschlechte nützlich seyn könne; so bald er zu gleicher Zeit vernünftig, bescheiden, uneigennützig und ein Freund von seines gleichen ist. Die Unwissenheit ist ein schändlicher Zustand; und sind einem die zu seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit wesentlichen Dinge unbekannt, so ist es gar ein elender Zustand. Die Wissenschaft ist daher in der That ein Mittel wider alle unsre geistige Uebel; wenig Kranke aber kennen dieselben, und wenig Aerzte sind geschickt sie zu heilen.]

Die Eitelkeit trägt noch mehr zum allgemeinen Besten bey; sie führet zur Tugend. Man weis, welche Kraft die Nacheiferung zu Erweckung zum Guten hat. So bald ein Gemüth

diesen Sporn empfindet, so strengt es sich unglaublich an; und wenn wir es wohl untersuchen, werden wir finden, daß die größten Züge in dem Leben berühmter Männer daher rühren. Ist wohl eine wahre Liebe ohne Eifersucht? Ist ein wahrer Hang zur Tugend ohne Wetteifer möglich? Was ist aber dieser Nacheifer? Nichts anders als die in Bewegung gesetzte Eitelkeit.

[Hat man wohl jemals eine seltsamere Moral gesehen! Der Nacheifer ist nichts anders als eine Begierde andre in der Ausübung des Guten zu übertreffen, die in der deutlichen Kenntniß des Guten, auf die Ueberzeugung von den Vortheilen, die dadurch erhalten werden, und auf die Verbindlichkeit mit aller seiner Macht an seiner und andrer Vollkommenheit zu arbeiten gegründet ist. Alle gute Handlungen, alle Handlungen die wirklich groß sind, fließen aus diesem Grundsatze, als aus einer reinen und reichen Quelle. So bald aber die Eitelkeit sich darein mischt, so ist diese Quelle verdorben, ja gar vergiftet, das ist, diejenigen welche sich die Eitelkeit zum Führer wählen, werden so gut zum Bösen als zum Guten geleitet, und nach und nach zu denen strafbarsten Handlungen gebracht werden, wenn sie nur vor der Welt nicht für schändlich geachtet werden. Es ist zwar wahr, daß die Tiefen des menschlichen Herzens nicht immer erlauben sich darüber in Gewißheit setzen zu können, ob diejenigen

jenigen, die das Gute thun, und besonders die, welche gewisse außerordentliche Handlungen thun, durch einen löblichen Nacheifer oder durch eine verborgene Eitelkeit dazu angetrieben worden sind. Indessen können die Letztern nur selten verhindern, daß sie nicht durch scharfsehende und aufmerksame Beobachter entdeckt und entlarvt werden sollten. Wenn sie aber auch gleich ihre Rolle bis zu Ende spielen sollten, so würde nichts destoweniger wahr seyn, daß die Nacheiferung und die Eitelkeit nicht allein sehr von einander unterschiedene, sondern einander gerade entgegenstehende Dinge sind.]

Wie selten sind die Menschen, welche die Tugend als Tugend lieben, und das Laster hassen, weil es Laster ist! Nur Weise können von der Häßlichkeit des einen und der Schönheit des andern warhaftig gerührt werden; bey dem Pöbel hat man den Geist des Eigennutzes rege machen, und ihnen Strafen und Belohnungen zeigen müssen. Die Eitelkeit ermuntert zur Tugend und hält von dem Laster ab, weder durch so erhabene Absichten wie die Weisheit, noch durch die niederträchtigen Absichten des Eigennutzes; sie erhebt sich nicht so hoch, sie fällt aber auch nicht so tief, sondern sie hält die Mittelstraße, und gehet mit dem Laufe der Gesellschaft, welches man ehrliche und rechtschaffene Leute nennet; sie flößet ihnen Empfindungen ein, und hält sie in Ehrfurcht, indem sie ihnen das Gespenst des Ruhms zeiget.

[Dies rühret von der Falschheit der menschlichen Tugenden her. Da alle Menschen nicht wirklich tugendhaft seyn können oder wollen, so ist es besser, daß sie wenigstens den Schein der Tugend annehmen, als daß sie sich öffentlich und gröblich dem Laster überlassen. Dieses ist, wie man es sehr wohl angemerkt hat, eine Huldigung, die das Laster der Tugend ableget; diese verhindert, daß ihr Name und der Begriff von ihr nicht gänzlich vom Erdboden vertilgt werden kann. Alles was man aber auch von dieser Einrichtung behaupten kann, welche die Menschen einzig und allein durch die Schande in gewissen Schranken hält, der man sich aussetzet, wenn man sie überschreitet, ist, daß sie ein geringer Uebel sey als die Ausschweifungen, die keine Gränzen beobachten. Wenn die Eitelkeit noch ein geringer Uebel ist, so ist sie es nur wegen ihrer Wirkungen, keinesweges aber im Grunde. Der, welcher nur von der Eitelkeit zurück gehalten wird, wird alles im Stande seyn zu thun, so bald seine Eitelkeit keine Gefahr läuft. So sind, ich gestehe es, drey und ein halbes Viertheil der Menschen beschaffen; aber kommen sie auch dadurch ihrer Bestimmung nach, und ist dies der Weg zur Glückseeligkeit?]

Es thut bisweilen noch mehr, und dieses kommt der Weisheit ziemlich nahe; aus dem Gesichtspunkte, in welchen sie uns stellet, finden wir oft das Laster unsrer so unwürdig, und die

Tugend

Tugend unsrer Zuneigung so würdig, daß wir, ohne uns zu bedenken, diese ergreifen, und der andern unsern ganzen Abscheu widmen. Wenn man sich den Lastern überließe, würde man sich als einen Herrn betrachten, der sein Leben mitten unter dem niedrigsten Pöbel zubringen würde, oder als diese Frau mit der Epiktet das Glück verglich, dieser Frau aus gutem Hause, welche sich den Bedienten Preiß gab.

[Diese Spitzfindigkeit nähert uns eben so wenig dem Entzwecke, und diese Vergleichung beweiset nichts. So bald man dergleichen Grundsätze angenommen hat, entfernt man sich von übelberüchtigten Lastern, man überläßt sich aber mit so größerer Hitze denenjenigen, welche, so zu reden, im Schwange sind. Die Beyspiele davon kann man täglich sehen. Bey der gewöhnlichen Erziehung unterläßt man nie einem jungen Menschen von Stande diese zwey Gebote einzuprägen: Begehet ja niemals eine Niederträchtigkeit: Leidet niemals eine Beschimpfung. Der einen und der andern gleich getreu, wird er sich nie unter Leute vom geringen Pöbel mengen, um an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, und wie sie zu leben: dargegen aber wird er auch in der Gesellschaft hochtrabend, stolz, zanksüchtig und unerträglich seyn. Dazu bringt einen die Eitelkeit. Sie kann keinen Abscheu für dem Laster als Laster erregen, weil sie solches nur in Absicht auf sich

in Betrachtung ziehet, und in so weit als es ihr zuträglich oder nachtheilig ist.]

Wir wollen schlüßen und sagen, daß, da die Eitelkeit das besondere und allgemeine Beste befördert, sie in der That der Keim des Glücks ist.

[Wir wollen auch zum Schlusse schreiten, und Gegentheils sagen, daß, da die Eitelkeit den Fortgang aller Arten der Vollkommenheit, so wohl der besondern als der Gesellschaften hemmet, sie die Wurzel des Unglücks und die Ursach alles Umsturzes sey. Wir dürfen uns nur der gefährlichen Kunst bedienen, sie einige Zeit statt der wahren Eigenschaften und des gründlich Guten was uns fehlet anzunehmen, um alsdenn um so viel besser unsre Lehre und unser Elend empfinden zu können. Und in der Stärke ihres Blendwerks ist es unmöglich, daß ein eitler Mensch glücklich sey, weil er mit andern Leuten lebt, die so eitel als er sind, und es sich angelegen seyn lassen ihn zu quälen, auch dazu alle mögliche Gelegenheiten finden. Entferne dich also auf immer von jedem gescheiden Menschen, du Gespenst der Glückseligkeit, das nur dazu dienet, damit er sich auf die traurigste Art vergreife! Man ist nur in so ferne glücklich, in so ferne man besser wird; und das beständige Gefühl unsers Fortganges in dieser Laufbahn ist der einzige Maaßstab der wahren Glückseligkeit.]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hume, David, 1711-1776 [Verfasser] / Hume, David, / Apuleius

Herrn Hume Vier Philosophen Aus dem Englischen

Glogau 1760

Ph.sp. 483 a#Beibd.3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10043761-6
VD18 14559277